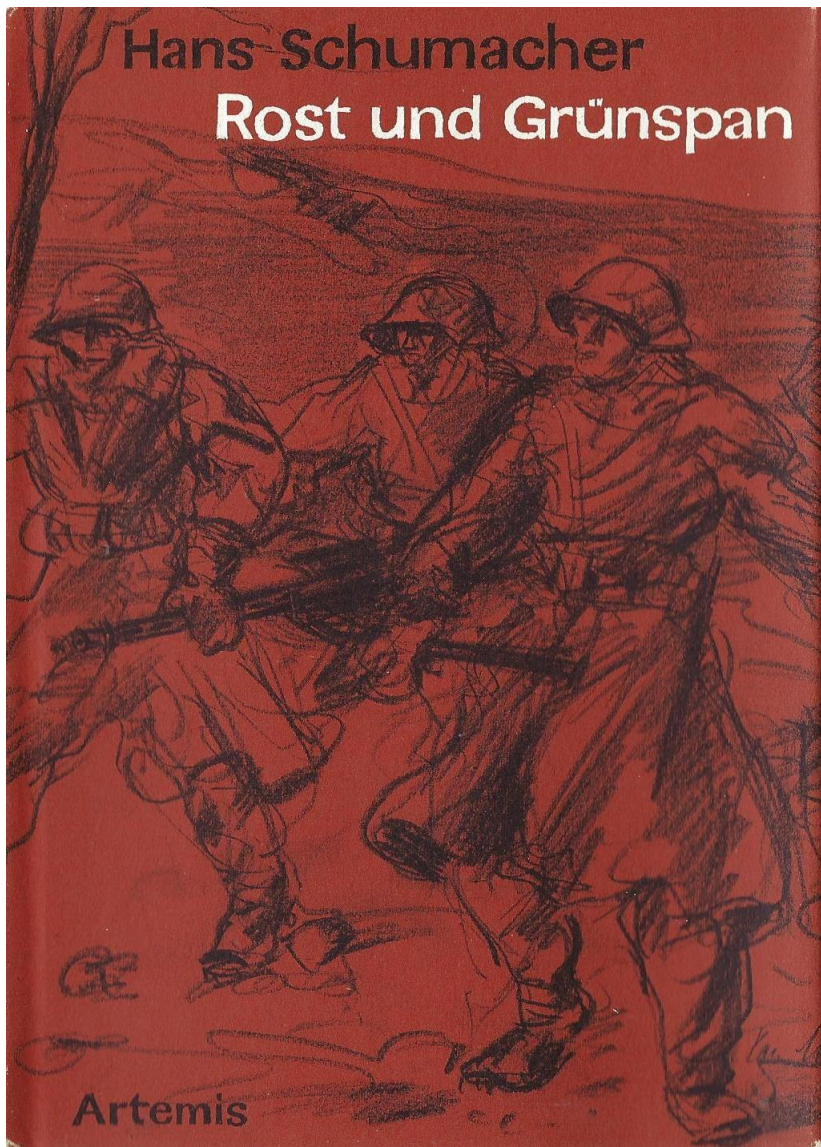


Hans Schumacher
Rost und Grünspan



Artemis

Der Landsknecht

Immer, wenn wir gehen, geht
auch ein Landsknecht uns zur Seite.
Wenn die Winde wehen, weht
ferner Kriegslärm aus der Weite:

Denn die Taten
der Soldaten

sind nicht immer so geraten,
daß ein Mensch an frommer Stätte
daran seine Freude hätte.

Immer, wenn wir trinken, trinkt
auch ein Landsknecht mit am Tische.
Wenn die Köpfe sinken, sinkt
der und jener in die Nische:

Denn die Taten
der Soldaten

sind nicht immer so geraten,
daß ein Mensch an frommer Stätte
daran seine Freude hätte.

Wenn wir einmal zielen, zielt
auch ein Landsknecht in die Mitte.
Donnert der Befehl, befiehlt
jeder Mut in seine Schritte:

Denn die Taten
der Soldaten

sind noch immer so geraten,
daß ein Mensch an frommer Stätte
daran seine Freude hätte.

Wenn wir einmal hinken, hinkt
auch ein Landsknecht mit nach Hause.
Wenn die Fahnen winken, winkt
uns des Friedens süße Pause:

Wo die Taten
der Soldaten

in Vergessenheit geraten,
daß ein Mensch an frommer Stätte
daran seine Freude hätte.

Hans Schumacher

Geschehnisse und Stimmung während der Mobilmachung und der langen Ablösungen, in Wirtschaften und Kantonementen, auf Exerzierplätzen und Baustellen, bei Manövern und Inspektionen; was Soldaten erlebten und was sie bewegte in ständiger Auseinandersetzung mit den Tücken der Vorschriften und Vorgesetzten, der Befehle und Autoritäten; wie sie sich einsetzten und wie sie sich als Verschworene in allen Lagen zu behaupten wußten — das alles, das rauhe und herzhaftes Leben in einer Männergesellschaft, hat seinen Niederschlag gefunden in diesen Erinnerungen eines Soldaten an den Aktivdienst 1939/1945, in einem Buch, das mit Humor und Ernst, mit Ironie und Besinnlichkeit zu jedem Soldaten spricht und ihm hilft, auch seine eigenen Erinnerungen an eine Zeit wachzuhalten, die zwar schon ein rundes Vierteljahrhundert zurückliegt, aber damals das Leben eines jeden Einzelnen tief beeinflusste. «Rost und Grünspan», versehen mit ausdrucksstarken Zeichnungen von Kunstmaler Charles Hug, die unter dem unmittelbaren Eindruck des Dienstes entstanden sind, ist das Buch eines Soldaten für Soldaten und alle jene, die ihnen nahestehen, für den Schweizer Soldaten, der auch in der Uniform die Ehren und Rechte eines Bürgers beansprucht.



ARTEMIS VERLAG ZÜRICH
UND STUTTGART

Rost und Grünspan

**ERINNERUNGEN EINES SOLDATEN
AN DEN AKTIVDIENST 1939-1945**

Mit Zeichnungen von Charles Hug



ARTEMIS VERLAG ZÜRICH
UND STUTTGART

LMG. S. SCHUMACHER: Soldat im Nachrichtenzug der Stabskp.
eines Füs. Bat.-KAN. HUG: Soldat in einer Mot. Kan. Btrr.
Beide als Angehörige des Berichter-Detachements
eine Zeitlang Reporter im Armeestab

©

1964 Artemis Verlags-AG Zürich
Alle Rechte vorbehalten
Offsetdruck: Sigg Söhne, Winterthur
Reproduktionen: Busag AG Bern
Printed in Switzerland

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Rost und Grünspan

In unserer Armee von heute spielen offenbar weder Rost noch Grünspan jene Rolle, die ihnen einst zukam. Material, das jeder Korrosion und Oxydation widersteht, hat das Eisen und die schönen Buntmetalle Messing und Kupfer nach Möglichkeit ersetzt. So wenigstens berichten es junge Rekruten. Damals aber, als diese Rekruten noch nicht auf der Welt waren, gehörten Rost und Grünspan – wer noch seine alte Ausrüstung besitzt, kann es bestätigen – zu jenen Substanzen, die im Ausbildungsprogramm ihren festen Platz hatten, und zwar als Bestandteile einer ausgefeilten pädagogischen Technik, denn ohne jenes Gemisch von Eisenoxydhydraten und ohne das andere Gemisch basischer Kupferazetate wäre die militärische Disziplin weniger schnell und weniger nachhaltig zu erreichen gewesen.

Wir kratzten und schabten im Laufe der Zeit – und Zeit wurde bei aller Zeitknappheit zu diesem Zweck grosszügig zur Verfügung gestellt – Unmengen der genannten Zersetzungsprodukte von da weg, wo sie nach allgemeiner Übereinkunft der Vorgesetzten nicht hingehörten. Bei dieser Gelegenheit lernte man aufs Genaueste den Brotsack, den Tornister, den Helm, die Patronentaschen, mit einem Wort alles das kennen, was ‚Ordonnanz‘ ist, und zwar von innen. Sogar der Ceinturon und Gewehrriemen verlangten dabei mehr Aufmerksamkeit, als mancher Ahnungslose denken mag, ganz abgesehen natürlich von den daran befestigten

stählernen Gegenständen, die ja zum Hauptinventar des Soldaten gehören.

Schon allein dieser durch das Putzen verursachte und die drohende Inspektion noch verstärkte Zwang zum Detail war ein nicht zu überschätzender Vorteil, ja geradezu ein Erfordernis: denn womit man täglich umgeht, das hat man aufs Gründlichste zu kennen. Dass wir bei dieser scharf kontrollierten Tätigkeit, der man einen so grossen Bildungswert beimass, mit der Ahle des Militärmessers Dutzende von Nieten aus dem Leder herausgruben, dass wir zudem Unmengen von Patronenlagerreinigern und Gewehrputzsieben zerrieben, musste in Kauf genommen werden. Wenn nur das giftige Schweinfurter Grün des Grünspans und die Röteln des Rostes sowie dessen Vorbote, der Schorf der Wasserflecken, verschwanden und darunter sozusagen das blanke Urgestein zum Vorschein kam. Wie schön dann, wenn kein Stäubchen Fremdstoff mehr daran klebte, die gereinigten Nieten und Ösen in ihrem ursprünglichen Goldton schimmerten; wie neu das alte Leder wirkte, wenn es von der Stahlbürste frisch aufgerauht war; wie blank ein Bajonett blitzte, eine Messerklinge glühte, das spiralig durchzogene Innere eines Gewehrlaufes funkelte und das Soldatenauge, von dieser Pracht geblendet, selber strahlte! Aber wie viele Augen gab es dennoch, die genau da ihren blinden Fleck hatten!

Als einmal einer behauptete, man könne auch mit Rost im Lauf schiessen und das Ziel treffen und eine Flechte von zwei

Quadratmillimetern Grünspan an einer Schnalle des Gabeltragemens behindere den so wichtigen Ladeschritt nicht, stiess er mit diesen Ketzereien bei dem Inspizierenden auf wenig Gegenliebe, ja geradezu auf gar keine. Die heftige Auseinandersetzung bewegte alle Zuhörenden tief und liess ahnen, welche Bedeutung der Keimfreiheit der Waffen und Ausrüstungsgegenstände in der Armee zukommt. Auch mit der Ansicht, Rost und Grünspan könnten der Tarnung dienen und zugleich einen Schutzfilm über die von ihnen befallenen Gegenstände ziehen und sie damit vor weiterer Zerstörung bewahren, drang man nicht durch.

Bei Rost und Grünspan hörte der Spass auf.

An dieser Stelle muss es zu Ruhm und Ehre unseres Zugführers gesagt sein, des ersten von dreien, die sich der Reihe nach an uns militärisch heranbildeten und alle – Ernst, Classen, Moser – hervorragende Nachrichtenoffiziere wurden, dass er nämlich wohl die subtilste Rostskala eingeführt hatte, die je in einer Armee an Inspektionen als Richtlinie diente. Ihre Eichung wies in ansteigender Ordnung folgende Grade auf: Klein-klein-r, Mittelklein-r, Gross-klein-r; Klein-Gross-R, Mittel-Gross-R, Gross-Gross-R. Unnötig, zu sagen, dass nach GGR gleich der Weltuntergang kam. Als der Mann mit der Gewehrnummer 140'456 den Vorschlag zu machen wagte, man könne die Rostskala durch Einführen von griechischem Rho noch mehr differenzieren, bekam er allerhand zu hören, darunter auch, für seine Waffe würde durchaus ein weit weniger feines Mass genügen.

Es blieb bei dieser Skala, die, gemessen an früheren Versuchen, das Problem der möglichst genauen Feststellung von Schäden zu lösen, tatsächlich einen Fortschritt darstellte. Aber sie musste sich doch mit der Zeit einige Abstriche gefallen lassen. Sie war für den feldgrauen Alltag zu genial entworfen. Schliesslich kam man wieder auf das traditionelle R und r zurück. Diese beiden Buchstaben leisteten ihren Dienst vorzüglich. In Zweifelsfällen musste der grosse für den kleinen Buchstaben einspringen. Seltsamerweise wurde dem Grünspan die Ehre einer Differenzierung nicht zuteil. Es gab weder G noch g. Offensichtlich kam ihm nicht kriegsentscheidende Wichtigkeit wie dem Rost zu. Ausdrücklich wurde das aber nie festgestellt und uns zur Kenntnis gebracht.

Auf alle Fälle galten Rost und Grünspan als eine Art Stallfeind des Soldatischen. Zusammen zum Titel dieser Rückschau erwählt, sollen sie als eine bescheidene Art von Symbol gelten für jene fernen feldgrauen Zeiten, die miterlebt zu haben jeden Mann nicht nur auf irgendeine Weise gezeichnet, sondern auch ausgezeichnet hat. Wo immer man einen von ihnen trifft, mit dem man damals Dienst tat: nach Kurzem schon ist die Rede von jenen Dingen, wovon ‚Rost und Grünspan‘ eben die geheime Chiffre ist, die aufzulösen nur dem Eingeweihten gelingt. Um dabei in Übung zu bleiben, halten es die in vorliegendem Bericht immer wieder genannten Soldaten sogar so, dass sie sich zusammen mit ihren einstigen Vorgesetzten heute noch jeden Monat an einem

sogenannten ‚Stamm‘ und an jedem Jahresende zudem zu einem grossen Fest treffen – seit fünfundzwanzig, ja, genau gerechnet, seit dreissig Jahren und mehr, denn es begann für unseren Jahrgang schon lange vor 1939.

Das Erstaunen war gross, als wir alle, die sämtliche Wiederholungskurse durchgestanden und auf wohlverdiente Waffenruhe gehofft hatten, uns plötzlich wieder gegenseitig in den alten Uniformen betrachten konnten – als vorzeitige Veteranen (nicht Veterinäre, wie eine Wagenwache meinte).

Die eigentliche *Conditio militaris* begann erst jetzt, mit dem 2. September. Und dieser 2. September seinerseits begann, genau genommen, mit Schuhen.

Es begann mit Schuhen

Genau, mit Schuhen begann es, mit zahllosen Schuhen im ganzen Land. Ihr Klopfen war nicht zu überhören im fahlen Morgen eines Tages, dessen Abend in unvorausschaubarer Ferne lag. Und alle, die diese schweren Schuhe trugen, trafen sich auf Pfaden, Wegen, Gassen, Strassen und schritten in immer dichtem Scharen auf Ziele zu, zu denen andere Scharen unterwegs waren. Keiner blieb lange allein.

Da einer: So, also doch! Dort einer: ob man auch dabei sei? Dann die Zigaretten. Wunderbar das kleine Streichholzfeuer, das etwas Verschworenes, Männerbündlerisches ausstrahlte, wenn es aus der Handhöhle mit rötlichem Schimmer ins Gesicht schien.

Der Bahnhof unwahrscheinlich voll. Wogende Tornister wie Kamelrücken, Gewehre wie Rebstecken. Und man konnte ohne Weiteres einsteigen; eigenartig, dass eine solche Kleinigkeit Eindruck machte und haftenblieb.

Da wir es vor einem halben Jahr im Wiederholungskurs während des Einmarsches deutscher Truppen in Böhmen, Mähren und ins Memelgebiet ahnungsvoll und vorsorglicherweise abgemacht hatten, man treffe sich von jetzt ab in solchen Fällen stets im zweitvordersten Raucher, um gleich zur nähern Betrachtung der Lage beisammen zu sein, waren sie alle schon da oder kamen eben an: die alten Kameraden (wir sagten Kormorane), die feldgrauen Freunde. Dröhnende Begrüßungen, Reissen an Händen, Klopfen auf Schultern, Rütteln an ganzen Gestalten, dazwischen gegenseitiges forschendes Betrachten, wie jeder es wohl nehme.

Sie nahmen es gefasst, mit etwas Angst, aber ohne Furcht.

Der alte Wagen hatte etwas Hüttenhaftes. Wir fühlten uns geborgen. Wir wussten, das war jetzt für eine kostbare Stunde unser letztes ruhiges Zuhause, wo uns niemand stören konnte, nachdem das andere Zuhause schon unglaublich weit zurücklag mit den Abschieden aus warmen Armen, von feuchten Wangen weg und mit dem plötzlich abreissenden Kontakt vertrauter Hände. Was auf uns zukam, war das Unvertraute, kaum recht Vorstellbare, eine noch nie erfahrene Gegenwart.

Signale wechseln von Rot auf Grün, Züge fahren aus, auf allen Gleisen, Köpfe in den Fenstern, viele übereinander. Freund-



schaftliche Rufe, wenn sich einer drinnen und einer draussen schnell erkennen. Sonst ist es eher still.

An Brücken standen schon Wachen. Das machte Eindruck. Sie standen in ihren blauen Mänteln da wie Zurückgelassene aus dem Ersten Weltkrieg: alte Männer, viele wie Walrosse mit ihren Schnäuzen, die unter den Helmen heraushingen.

Bekannte Stationen kamen. Aber sie hatten sich für uns bis zur Unkenntlichkeit verwandelt. Überall wogten Soldatenmassen. Auf Laderampen standen graue Kisten. In Güterwagen wurden Pferde gezerrt. Bahnhöfe waren jetzt wichtige und empfindliche Punkte in einem das ganze Land umfassenden System – das gab ihnen etwas Fremdes, Unheimliches, Düsteres.

Auch wir waren bereits mehr verwandelt, als wir selbst schon wussten. Neben jeden war ein geisterhaftes Etwas getreten, kühl, wie wenn man Waffen berührt: der Staat, das Staatshafte, das sich dann beim Fahneneid zu letztem steigern sollte. Es war da, sass auf dem Gewehr, klebte am Tuch, lag über dem Land, schien durch das vernebelte Blau des Frühherbsttages, der sich langsam vor unsern Augen auftrat und uns silbrig entgegenleuchtete, als wir auf der befohlenen kleinen Station ausstiegen, um so rasch wie möglich den Sammelplatz zu erreichen.

Max, ein unverwüstlicher Mann und Lustigmacher, war der erste, der sofort Schwung in unsern bevorstehenden Einzug ins Dorf brachte. Mit seinem verblüffend eine Querflöte imitierenden

Pfeifen sauste er zwischen uns umher und setzte dann mit der durchdringend tönenden Anrede «Eidgenossen, Waffenbrüder!» zu einer seiner bekannten abstrusen, aber die Sachlage stets genau treffenden Reden an. Breites Lachen begann uns zu erwärmen, und willig folgten wir seinen mit gespielter Schneidigkeit gebrüllten Befehlen, sofort die Fahrräder aus dem Gepäckwagen zu reisen, sie unterzuklemmen und in geschlossener Formation loszuzittern – und seltsam: uns war, als wäre es nie anders gewesen, so zusammen im alten verschworenen Verband.

Später fand einer noch – sein Name ist mir leider entfallen – die genaue Definition für diesen Mobilmachungstag: «Und das ganze Schweizerland stand bewaffnet umenand.» Einfacher konnte dieser ernste Tatbestand nicht gekennzeichnet werden. Auch sonst zeigte sich nichts Pathetisches. Als der Hauptmann seine knapp vor einem halben Jahr verabschiedete Kompanie wieder begrüßte, tat er es wie immer bestimmt, klar, freundlich und vertraueneinflössend. Keine grossen Worte. Jeder wusste ja, weshalb wir eingerückt waren. Lediglich dass wir so blöde Bemerkungen machten, wie: «Also dann in fünf Jahren marschieren wir wieder heim.» Die sich dabei überlegen zugrinsten, ahnten noch nicht, dass ein fauler Witz entsetzliche Wahrheit werden sollte.

Inzwischen waren wir bereits mit dem Chef des Zuges und seinen beiden Helfern, dem Wachtmeister und dem Korporal, zur en-

gern Gemeinschaft zusammengerückt, wie auch schon, nun aber mit der Gewissheit, nicht so bald wieder daraus entlassen zu werden.

Unser Dasein im alten Heimatraum der Einheit reduzierte sich erstaunlich schnell auf eine von jedem leicht zu überblickende Ordnung. Kompaniebüro, Magazin, Küche: das waren vorläufig die Triangulationspunkte im wogenden Geschehen, nach denen wir uns richteten; Fassen, Anpassen, Abzählen, Austeilen, Einteilen, Einrichten, Einfüllen, Abfüllen (nicht den Mann) hiessen die Tätigkeiten, die uns völlig in Beschlag nahmen und dadurch ein Gefühl der Sicherheit gaben. Für weltgeschichtliche Betrachtungen war keine Zeit und auch keiner zu haben; das Nächstliegende in unserem neuen Soldatenleben war uns Welt genug.

Die Tage verwischten und vermischten sich in der endlosen Kalenderfolge der Tagesbefehle. Aus der Distanz eines Vierteljahrhunderts, in der Perspektive der Geschichte, sofern man sich in diesem Zusammenhang so geschwollen äussern darf, rücken alle Begebenheiten zu einer Einheit zusammen. Eine genaue Chronologie, die alle Einzelheiten sonderte, wäre ohne Tagebuch kaum herzustellen. Wer aber wollte damals schon ein Tagebuch führen! Man hätte ja die Zeit dazu von jener für Ausgang und Wirtshaus vorgesehenen wegnehmen müssen. Das aber war unzumutbar. Sicher stimmt deshalb einiges in dieser Rückschau nicht ganz mit den zum Teil schon sehr sagenhaft gewordenen Ereignissen von

damals überein, anderes mag sich gar nicht oder zu anderer Zeit und in anderer Besetzung zugetragen haben. Möglich aber wäre alles gewesen, auch das übertrieben Wirkende, ja dieses ist sehr oft das wirklich Authentische. Was aber auf alle Fälle stimmt, das ist die Stimmung. Sie verlor sich im Laufe der Zeit am wenigsten und wird auf der Suche nach damals am ehesten lebendig.

Auf der Suche nach der verlorenen Dienstzeit

Man weilt zufällig in einer scheinbar noch nie besuchten Ortschaft, und doch zeigt sich vieles uns seltsam vertraut. Man geht gespannt weiter durch die Strassen und entdeckt plötzlich das Wirtshaus, wo man ass, das Schulhaus, wo man schlief, und an der Ecke die Nische in der Mauer, wo der Hauptmann während des Hauptverlesens seinen glimmenden Stumpfen deponierte; man glaubt sogar, noch einen russigen Fleck zu sehen. Dort im Waschhaus war die Küche. Hier die Taktschrittpromenade, daneben die Exerzierarena.

Wo wir als Gewehrgriffautomaten standen; wo die Vorstellungen der Appelle vor sich gingen und nach den zeremoniellen Handlungen jeder aus der senkrechten Starre der Achtungstellung auf Befehl wieder in gelöste Gekrümmtheit zurückfiel; die Treppen, auf denen die Samstagnachmittage blank geputzt wurden – das alles lässt sich verhältnismässig leicht lokalisieren, doch ist

in Wahrheit kaum noch etwas da, was auch nur ein bisschen mehr wäre als blosser Erinnerung. Selbst das Kantonement, wo man so lange wohnte, enttäuscht, wie erwartungsvoll man auch das Schulzimmer betreten hat – während der Pause von einem jungen Lehrer mit demselben Misstrauen hereingelassen, das, mit Neugierde gemischt, auch die Schulkinder zeigten. Moderne Bänke stehen drin, nicht mehr jene alten, die wir in der Ecke aufeinandergestemmt hatten, um Platz für die Strohbahnen zu bekommen. Die Bilder, die Tafel, das Pult, das Wasserfass: alles ist anders und einiges fehlt davon, dafür ist Neues da. Ein unvertrauter Ort.

Erinnerung und Gegenwart können sich nicht decken, selbst wenn noch die Gegenwart von damals wäre, denn die Erinnerung schafft, schafft um, verändert. Aber nur das Bild der Erinnerung ist wichtig. Es enthält auch das, was wir selbst aus den einstigen Erlebnissen machten, um eine fremde Vergangenheit in unsere persönliche zu verwandeln, so dass die vielen Eintragungen im Dienstbüchlein, diese Stempel und Unterschriften, diese Ortsangaben, Daten und Dienstvermerke, wie Notizen zu einem entscheidenden Abschnitt des eigenen Lebenslaufs wirken. Übrigens: ‚Dienstbüchlein‘ – dieser auffällig zärtliche Diminutiv auf einem Dokument rauher Männerwelt, sagt der nicht mehr über das Verhältnis des Schweizers zu seiner Armee aus, als mancher gleich zugeben möchte, wenn er mit betont forschender Stimme ins Erzählen kommt und Rückschau zu halten beginnt?

Diese Vergangenheit für kurze Zeit wieder Wirklichkeit werden zu lassen, wenn auch nur eine gespensterhafte, dazu sind die Dienstgespräche da, wie sie heute noch und, ist anzunehmen, in einem Jubiläumsjahr besonders gepflogen werden, wobei in Anbetracht des Feierlichen das Wort ‚gepflogen‘ ohne Zweifel am Platz ist.

Die Themen sind stets und für alle dieselben, welcher Waffengattung der Einzelne auch angehört haben mag: wie man Druckpunkt fasste; wie man es jenem machte; wie es uns gemacht wurde; wie man etwas schaukelte; wie man gross herauskam; dann die Verstösse gegen die militärische Etikette, die höhern Orts unbemerkt blieben; ebenso beträchtliche Leistungen, die niemand würdigte, die nur noch innerhalb der Mannschaft als legendäre Taten weiterleben.

Es ist etwas Sonderbares um diese Gespräche. Sie müssen schon zur Zeit der römischen Legionen so gewesen sein, primitiv wohl, aber für alle Beteiligten und Eingeweihten von unverwüstlichem Zauber. Es sind Männergespräche. Frauen lachen darüber. Nur Soldaten verstehen Soldaten. Nur sie sind informiert, informiert.

Der Mensch in Uniform, in der Uniform, im Uniformierten – das ist ein erregendes Thema der Soziologie, der Gesellschaftslehre, in diesem Fall der Lehre vom (geselligen) Zusammenleben militärischer Personen. Wir aber können sagen, wir hätten darin einen vorzüglichen Anschauungsunterricht genossen: als Betrachter und Beteiligte in einem. Da war vor allem das Gefälle

von Vorgesetztem zu Untergebenem in jedem Abschnitt der langen Stufenleiter. Die Variationsmöglichkeiten dieses Verhältnisses waren in der persönlichen Färbung unbegrenzt. Beschränkt aber ist die Auswahl dessen, was hier davon gelegentlich mitzuteilen für nötig erachtet wird, schon deshalb, weil es sich im Wesentlichen um Erfahrungen aus unserem eigenen Zug handelt. In einem rechten Zug aber sind solche Höhenunterschiede verringert, wenn nicht sogar ausgeebnet.

Zug um Zug

Die militärische Grundeinheit, worin sich alles Soldatische am Menschen abspielt, ist der Zug. Die Mannschaft fühlt sich aber nur dann in ihm wohl, wenn die Kompanie, zu der er gehört, selbst von jenem guten Geist beherrscht ist, der sinnvolles dienstliches Dasein ermöglicht.

Der Zug ist mehr als die am Hauptverlesen zu meldende Zahl: «.. .anwesend 5 Mann, abkommandiert 10 Mann – 1 Mann Urlaub, 2 Mann Wache, 1 Mann Magazin, 1 Mann Bataillonsbüro, 1 Mann Kompaniebüro, 1 Mann Küche, 1 Mann Kurier, 1 Mann krank, 1 Mann Ordonnanz.» Es war eine aufschlussreiche Litanei, die man jeden Abend zu hören bekam. Für unseren Zug war sie insofern typisch, als sie auf seine vielfache Verwendungsmöglichkeit hinwies; wir wurden u.a. auch noch zum Bau von Kanzeln für den Feldgottesdienst, von Freiluftlatrinen mit quer-

liegendem Schlagbaum, von Gewehrrechen und zum Auftragen von Tarnanstrichen gebraucht.

Der Zug ist ein Kollektiv von überindividuellem Wesen, das – aus Wünschen, Erlebnissen und Vorstellungen der Einzelnen geboren – wieder auf diese zurückwirkt.

Diensterinnerungen sind im Grunde genommen Zugserinnerungen. Einen vom Zug zu treffen, hat noch heute seine Spannung. Und damals erst! Im Manövergewirr auf einen aus dem Clan zu stossen, unerwartet in einem hohlen Baum, hinter einer schlafenden Kuh, auf einem Haufen alter Kartoffeln, unter einem warmen Ofen, inmitten flatternder Hühner – das gab Auftrieb. Eine Wirtshaustüre aufzustossen und von Eigenen brüllend begrüsst zu werden: ein Höhepunkt im soldatischen Leben. Nachts auf den abgemachten Zugspiff hin (Morsezeichen für X: Strich – Punkt – Punkt – Strich) plötzlich von weither Antwort zu bekommen: wieder eine soldatische Ursituation.

Jeder kannte jeden im Feld schon von weitem – Zug um Zug. Jener dort, sehen Sie, der jetzt als Meldeläufer wie ein Storch auf zu langen Beinen mit dem Unterholz fertig zu werden versucht, das ist der. .. Und jener andere dort, der zu eilen scheint und doch in berechneter Langsamkeit vorrückt, mit dem Hosenboden fast auf den Knien, weil er gegen die dienstliche Vorschrift (gibt es die eigentlich?) anstelle von Herkuleshosenträgern einen Gurt umgebunden hat, das ist der... sagen wir's doch, der Virgil. Er gehörte ja nicht eigentlich zu uns, sondern nur zum ‚Gas‘, also

zum Gaszug, der sich gerne an unsern Zug anhängte. Der Mann mit dem Namen des lateinischen Dichters, der das Landleben liebte, war's auch, der einst in unvergleichlichem Gleichmut auf die Frage, was er denn den ganzen Sonntag über im ausgestorbenen Dorf gemacht habe, während alle andern im Urlaub steckten, melancholisch antwortete: «Dreissig Fliegen gefangen.» Und wirklich konnte er diese dreissig mit wirren Flügeln und verdrehten Beinen in der Konservenbüchse vorweisen, die uns im Kantonnement als Aschenbecher diente.

Dieser Fliegenfänger verfehlte trotz seiner stark zivil durchzogenen Art (oder vielleicht gerade deswegen) beim Schiessen selten den innersten Kreis, wodurch er hoch über ihm Stehende nicht wenig verwirrte. Das tat auf seine Weise mitunter der ebenfalls zum benachbarten Gas gehörende John auch, indem er jedes dem Soldaten zustehende Stückchen Recht und Freiheit eifersüchtig verteidigte, bis er einmal dabei die breitgestreifte Rüge einstecken musste, er habe überhaupt nichts zu verlangen, sondern nur Befehlen zu gehorchen, worauf er berechnete Positionen zu unser aller Vorteil nur noch hartnäckiger verteidigte. Als einmal bei einer Mann-um-Mann-Inspektion der mit dem stark vergoldeten Hut langsam beim Abschreiten der Reihe herandrückte, flüsterte er als mein rechter Nebenmann mit seitwärts gestülpten Lippen in Richtung meines Ohres, der werde ihn – pass auf! – einfach überspringen, und tat es, um dann die dadurch frei-

gewordene Energie leider ganz auf mich zu konzentrieren. Die beiden mussten sich schon einmal dienstlich näher kennengelernt haben.

Oder unser Mustergefreiter. Warum gibt es bei uns den Grad des Ober- oder Stabsgefreiten nicht? Er wäre einer gewesen. Keine Last war ihm zu schwer, kein Weg zu steil und weit. Was der uns allen alles abnahm! Kamen Zweifel auf über irgendwelche militärischen Angelegenheiten: er wusste es, wenn wir es wirklich wissen wollten. Sonderbarerweise wollten wir manchmal. Denn wir hörten ja das Wort Ausbildung so oft, dass wir ganz allgemein auf Bildung etwas zu geben bereit waren. Er war auch der Praktiker im Zug, dem es beispielsweise gelang, bei Windstärke 10 in einer Büchse ein Feuer anzufachen. Er wäre bestimmt in der Lage gewesen, eine Zündschnur mit einem Glühwürmchen in Brand zu setzen, wenn es die Not erfordert hätte. Er war eine Zierde des Zuges. Einmal riss er sich sogar, obwohl sie ihm niemand streitig machte, um eine Lafette, weil sie sich beim Tragen im Marsch durch die Ortschaften so kriegerisch ausnahm. Wir hatten ihn sogar dabei ertappt, wie er – mit dem Fenster als Spiegel – eine Anprobe machte, um die Tragriemen richtig einstellen zu können. Er beschämte uns mit seiner Dienstauffassung.

Was den Zug besonders zusammenhielt, war das Stroh (das zuerst Häcksel sein musste, bevor es ausgewechselt wurde). Die auf den Ausgang bezogenen Angebereien vor dem Zimmerverlesen, die unglaublichen Gespräche nach dem Lichterlöschen, die

Stallatmosphäre bei der Tagwacht und die überall dabei zutage tretenden Gewohnheiten dieser Männer, deren jeder von jedem in seinen Eigenheiten, Skurrilitäten, Charakterstärken und -schwächen erkannt und durchschaut wurde, und zwar Zug um Zug: alles war auf Stroh gebettet und dadurch dem Zug integriert.

Männerwelt. Sie hatte etwas Simplizianisches. Roch es da nicht nach Dreissigjährigem Krieg, nach Wallensteins Lager? Ja, zu jener Zeit waren wir alles andere als Spiessbürger. Und heute? Sind wir es insofern, als wir in alten Erinnerungen leben wollen? Doch nicht alle Fragen brauchen beantwortet zu werden, selbst in Soldatensprache nicht.

Soldatensprache. Sie ist weitgehend Zugsprache und nur von Zugsangehörigen zu verstehen. Für Philologen der reinste Fortbildungskurs. Man bekam sie in Rohblöcken geliefert, noch unbehauen. Man wohnte der Geburt von Neuschöpfungen bei, so wie es zu sprachlichen Urzeiten gewesen sein muss. Bekannte Worte nahmen ganz andere Färbungen an. Fast jeder Tag brachte in dieser oder jener Hinsicht Erstaunliches. Das meiste ging zwar bald wieder unter. Einiges ist uns aber heute noch geläufig. Aussehenstehende würden darob die Köpfe schütteln. Uns schüttelt es höchstens vor Grausen.

Wenn vorhin im Zusammenhang mit uns Soldaten von Unspießerschaftigkeit die Rede war, muss jetzt noch eine Korrektur angebracht werden. In einem waren wir doch Spiesser, entsetzliche Spiesser, nämlich dann, wenn es darum ging, den Zuggeist

zu dokumentieren: mit einer von unserm Zeichner entworfenen Standarte, die wir heute noch am Stamm als kleines Stämmchen aufpflanzen; mit Briefpapier und Kuverts, die ausser Namen und Grad des Absenders noch das Zugssignet aufgeprägt hatten; mit einem entsprechend gestalteten Zinnteller, der jetzt in der Wohnung eines jeden von uns die Wand verschönt; mit einem Zugs-marsch, den wir immer (unter Richis tremolierender Führung) piffen, wenn wir zum Essen oder Hauptverlesen marschierten, und dieser schöne Marsch war jener, der zwanzig Jahre später durch den Film ‚Die Brücke am Kwai‘ weltberühmt wurde. Wir waren es, die als erste seine soldatische Eignung entdeckten.

Das Wort ‚Spiesser‘ selbst, um nochmals aufs Philologische zurückzukommen, war lange Zeit stellvertretend ein dienstlicher Grad: Spiesser Gehri, Spiesser Mehlin, Spiesser Höhener, Spiesser Summerer. . . und schon kamen sie angetrabt, ohne sich im geringsten Gedanken zu machen, wohl auch nicht darüber, dass das Wort ja von den mit Spiessen bewaffneten Stadtbürgern herkommt und also von Hause aus ein geradezu kriegerisches und den Träger adelndes Wort ist. Das musste einmal einem Höheren genau erklärt werden, als sich sein empfindliches, von Standesbewusstsein noch geschärftes Sprachgefühl an diesem Ausdruck, den er negativ deutete, stiess. Er selbst verbat sich natürlich diese Benennung. Oberspiesser hätte ja wohl auch zu komisch gewirkt.





Spiesser hin, Spiesser her; wenn es uns im Militärdienst gefallen sollte (sofern ‚gefallen‘ in diesem Fall das allfällige Wort ist), dann musste es uns im Zug gefallen, und im Rahmen des Möglichen und manchmal auch Unmöglichen tat es das. Wenn wir wurden, was wir wurden, wurden wir es im Zug – jeder nämlich in gewisser Näherung einer von jenen Schweizern, von denen der grosse Staatsrechtslehrer Carl Hilty sagte, sie seien «von Natur eine kriegerische Nation, mit lebhaftem Interesse den Waffen und jeder Betätigung männlicher Kraft zugetan», obwohl auch die andere Tendenz festzustellen war, sich, wo immer es ging, von diesem Heldenleben zu drücken und doch als Held zu gelten, der sich über vieles erhaben fühlt, manchmal sogar über das lästige Grüssen und Melden.

Auch Helden grüssen und melden

Vieles, was man zivil tut, tut man auch im Dienst, klar, nur tut man es um einige Grade genauer und komplizierter. Das trifft auch auf das Grüssen zu. Nicht ‚mit dem Hute in der Hand‘ heisst es dann, sondern ‚mit der Hand am Hute‘. Als seinerzeit an einem Zugsabend der Max vor der Wirtshaustüre unsere geladenen Gäste, die paar allernächsten Vorgesetzten, mit «Guten Abend, Ihr Herren!» begrüsst und dazu elegant die Mütze lüftete, war das derart komisch, dass die so Empfangenen mit dem besten Willen keine Möglichkeit fanden, ihr Missfallen zu äussern. Das

anschliessende Gespräch, das sich zunächst zwangsläufig um das Salutieren drehte, förderte über dessen Herkunft nichts Brauchbares zutage. Am ehesten leuchtete noch die Hypothese ein, irgendwann habe irgendwo aus irgendwelchen Gründen ein Soldat sich etwas auffällig an den Kopf gegriffen, dabei Nachahmer gefunden und so den militärischen Gruss geschaffen.

Während des Aktivdienstes griffen wir uns so unzählige Male an den Kopf wie nie zuvor und auch seither nicht mehr. Es entstand sogar mit der Zeit ein ganz im Sinne Pawlows bedingter Reflex, bedingt eben durch die Unzahl der ihn auslösenden Situationen. Tauchte Gold auf, wenn auch nur in der schmalsten Spurbreite der Spaghetti: schon war die Hand, wenn wir sie etwa vermisst und vergebens an einem andern Ort gesucht haben sollten, oben am Mützen- oder Helmrand zu finden. Das tat aber eine Hand nie allein; eine andere eines andern machte es regelmässig nach. Einer von uns äusserte einmal den geradezu absurden Wunsch, er möchte es gerne noch erleben, wie der andere – und das konnte nur heissen: der Obere – zuerst grüsse. Er erlebte es natürlich bis heute nicht und würde es selbst bei ewigwährendem Dienst nie erleben, denn das entspräche vergleichsweise der Aufhebung der Schwerkraft.

Aber wir grüssten eigentlich ganz gern. Grüssen war eine unserer Waffen, die Waffe von Knechten, die damit über ihre Herren Macht gewannen. «Wollen einmal sehen, wie der dort drüben

grüssen kann», und einer von uns querte die Strasse. Gespannt konnte man dann verfolgen, wie's dem den Arm hochzog. Eine etwas gewagte – dann von 140'456 gewonnene – Wette war diese, ob jener Oberleutnant es wohl merke, wenn er mit der Linken anstatt mit der Rechten begrüsst werde. Aber der Gruss wurde anstandslos quittiert, doch zu unserem masslosen Erstaunen ebenfalls links. Es muss sich um einen geborenen Linkshänder gehandelt haben, der sich unter dem suggestiven Eindruck des salutierenden Partners einen Augenblick lang vergass.

Eine wilde Grüsserei herrschte oft auf Bahnhöfen, und wir halfen eifrig mit, indem wir durch vermehrtes Zirkulieren Dutzende zwar nicht zum ‚Hände hoch!‘, aber doch wenigstens zum ‚Hand hoch!‘ zwangen. Bis dann der wie eine Niederlage anmutende Befehl kam (oder war es nur eine Empfehlung?), auf grossen Bahnhöfen nicht mehr zu grüssen. Offensichtlich befürchtete man Materialermüdungen in Offiziersarmen.

Stand man während des Grüssens still, fiel die Winkelfunktion des Arms dahin und ging auf in der Achtungstellung mit den an die Hosennähte gelegten beiden Mittelfingern. Zugleich wurde das Optische des Handanlegens oben an die rechte Schläfe durch das Akustische des Hackenzusammenschlagens unten ersetzt – auch ganz wirksam und ebenso seltsam. Mit dieser Grussform liess sich in unserem Sinn wenig machen, es sei denn jenes etwas gewagte Spiel, in einem Büro sitzend den Stuhl zu rücken und unterm Tisch mit den Absätzen zu knallen, um dann erfreut fest-

zustellen, wie ein hinausstürmender Oberer zwischen Tür und Angel noch schnell zur Mütze griff – nur zurückschauen durfte er nicht.

Das waren so die grossen Freuden des kleinen Mannes.

Den tiefsten Sinn erreichte das Grüssen, wenn es mit dem Mel-
den verbunden war. Da ein Soldat nie und nirgends je ohne Auf-
trag und selbst dessen Fehlen befohlen zu sein hat, muss er jeder-
zeit etwas zu melden haben. Bei dieser Sachlage immer glatt
durchzukommen, war nicht leicht und verlangte oft enorme Geis-
tesgegenwart und Phantasie. Vor allem: nur nicht stumm bleiben,
selbst wenn man nichts an Tönen von sich zu geben hat als eine
Reihe von wahllos aus dem Alphabet herausgegriffenen Buchsta-
ben. Das rettete zwei von uns einmal vor allerhand, als wir zur
Unzeit auf den Fahrrädern durchs Städtchen rauschten und einem
uns scharf fixierenden fremden Major unbedingt etwas zurufen
mussten. «Herr Major, Nachrioaeiuaoeioiauee. ..» – und vorbei
waren wir, von seinem Gruss beglückt, aber von seiner Befehls-
gewalt nicht zurückgerufen. Unser vorbildlich strammes Kopf-
drehen und die scharf akzentuierte Lautstärke der Meldung
mochten ihn beeindruckt und von der Seriosität unseres Auftra-
ges überzeugt haben. Übrigens ein Beweis dafür, dass in der Re-
gel eher die Tatsache des Meldens selbst als dessen Inhalt wichtig
genommen wurde. Bei einer Panne hätte es immerhin noch ein
allerletztes Mittel gegeben, unsere eigentliche Absicht, schnell
während des innern Dienstes zur Stärkung einen zu genehmigen,

zu tarnen, nämlich mit einer erfundenen, aber plausiblen Meldung aufzuwarten: «ins Zeughaus», «aufs Kompaniebüro», «zur Feldpost». Erfahrungsgemäss wurde bei einigermassen schneidigem Melden und unerschrockenem Augenaufreissen nie weiter gefragt. Um ganz sicher zu gehen, hätte noch ein militärischer Gegenstand in der Hand gehalten werden müssen. Mit einer zerbeulten Gamelle oder einem lädierten Wechsellauffutteral konnte man gefahrlos im ganzen Armeebereich herumspazieren, ohne belästigt zu werden. Nur dabei immer recht dienstbeflissen tun und zielstrebig wirken.

Einmal aber wollte 140'456 zu zielstrebig an einer Gruppe seiner Offiziere vorüber, die auf der Wirtshaustreppe vom Feldherrnhügel träumten. Er glaubte, ohne Gruss und Meldung durchzukommen, war auch schon ziemlich über den Point of no return hinaus – und musste doch auf des Majors schneidende Frage, ob der Mann eigentlich auch melden könne, zurück, weit zurück, um gleich auch noch einen rechten Anlauf zu haben. Und wie er dann stramm marschierte, vorbildlich grüsste, vorbildlich meldete und zugleich in schadenfrohe Augen blicken musste, in denen geschrieben stand, dem hätten sie's wieder einmal gezeigt, wo die Macht sitze!

Eine Gipfelleistung mit Melden und Grüssen zusammen vollbrachte jener Mann unseres Spiels, der auf der Station es wagte, zum einsam auf dem andern Bahnsteig auf- und abschreitenden Divisionär hinüberzugehen, um sich von ihm – wie er uns mitteil-

te – korrekt zu verabschieden. Und wirklich schritt er dem Gefürchteten mutig entgegen, winkelte und brüllte mit einer derart dröhnenden und durchdringenden Stimme seinen Namen und die wichtige Meldung «Abtreten in den Urlaub» über die Geleise hin, dass eine zugleich in der Nähe pfeifende Lokomotive dagegen nicht aufkam. Der Divisionär schoss aus seinen strategischen Visionen hoch und fauchte ungehalten: «Mann, sind Sie verrückt? Ich höre gut.» Was der verrückte Mann mit einem fast noch lauter «Zu Befehl, Herr Oberstdivisionär» quittierte und in der Unterführung verschwand. Das riesige Gelächter, das nun auf unserer Seite losbrach, schien den mit den guten Ohren ein wenig zu irritieren. Aber es hätte ja auch ein Witz gestiegen sein können. Einzugreifen, war eigentlich für ihn unmöglich.

Ein neues Mal hatte sich das willige, hier sogar freiwillige, ja geradezu mutwillige Grüssen und Melden als eine den Soldaten unangreifbar machende Macht erwiesen, wie denn überhaupt – wir lernten es mit der Zeit – Höflichkeit die Waffe des Klugen ist.

Von militärischen Höflichkeitsformen

Es ist klar, Vorgesetzte müssen höflich behandelt werden. Zu ihnen und unsern nächsten zählten ohne Zweifel auch die beiden, die uns manchmal wie aufmerksame Wächter umkreisten, Wachtmeister und Korporal; nennen wir sie einmal mit Namen:

Forster und Mäder. Höflicher hätten wir mit ihnen nicht sein können. Wir kannten sie ja schon aus Wiederholungskurszeiten her, und da wir sie schätzten, duzten wir sie. Das war für sie eine Auszeichnung. Auch sie zeichneten uns aus. Mit Recht. Die Maschine funktionierte tadellos. Ein Befehl in ein Du eingewickelt, das wirkte Wunder. Wie der Blitz wurde er ausgeführt.

Als wir einmal aushilfsweise einen fremden Korporal bekamen, dem wir noch nicht die besten Zensuren erteilen konnten, siezten wir ihn auf unsern einsamen Patrouillen so lange, bis er melancholisch wurde. Als er dann gerade so weit gekommen war, dass wir ihm gerne hätten erlauben wollen, uns im Gegenrecht du zu sagen, wurde er versetzt.

So war das also, bis eines Tages von weit oben ein sonderbarer Befehl durchgesickert kam. Wir merkten lange nichts davon, und auch als wir es zu merken begannen, merkten wir es noch nicht ganz.

Waren wir da an einem nebligen Novembermorgen in einem Wäldchen damit beschäftigt, einzeln einen Parcours abzuschreiten, um auf die Reaktionsfähigkeit beim Auftauchen von Gefahrensituationen geprüft zu werden. In der dabei gepflogenen knappen militärischen Unterhaltung mit dem Kader tauchte immer wieder ein sonderbares ‚Sie‘ auf, nicht von unserer Seite natürlich. Dieses ‚Sie‘ verwirrte uns alle derart, dass die getestete Reaktionsfähigkeit ein trübes Bild zeigte. Während der widerwillig gewährten Zigarettenpause begannen wir natürlich die beiden

noblen Herren zu verhören (der Chef hatte sich auffälligerweise aus dem Staube gemacht; er wusste, weshalb). Auch jetzt, bei diesem Gericht, wurde jedes herzliche ‚Du‘ von unserer Seite mit einem kühlen ‚Sie‘ quittiert, bis es uns zu bunt wurde. Ob sie eigentlich verrückt geworden seien, ob sie uns auf die Rolle schieben wollten, ob, ob. . . Sie verneinten glattweg alles, gaben aber dann endlich zu, eine Einspritzung bekommen zu haben. Zu den Untergebenen sei Distanz zu halten, und zwar besonders auf unterster Stufe; ihnen sei ‚Sie‘ zu sagen, ‚Sie‘ von ihnen zu verlangen. Nur so könne die Disziplin aufrechterhalten werden.

Es war eine herzbewegende Lektion, die man ihnen, um den Kastengeist zu stärken, erteilt hatte. Und das hätten wir alten zwischen Rost und Grünspan gross gewordenen Infanteristen schlucken sollen! Doch Wachtmeister und Korporal sahen als kluge Soldaten, die sie waren, genauer: bei uns geworden waren, die Unmöglichkeit ein, einen solchen Hofton bei Hofunfähigen einzuführen. Wir zeigten uns deshalb grosszügig und kamen nie mehr auf diese verquälte Angelegenheit zurück. Der Befehl existierte für uns einfach nicht.

Das aber hatte der Chef, verschlagen wie er war, vorausgesehen. Doch wollte er die peinliche Situation der Auseinandersetzung nicht selber miterleben. Das hätte ihm irgendwie doch wehgetan. Als er nun von weitem sah, wie wir einträchtiglich beisammenstanden, ruhig und nicht mehr gestikulierend, rückte er her-

an, übernahm mit gesträubtem Schnauz und nervös hüstelnd das Kommando und hetzte uns geographisch so verworren in der Gegend herum, dass jeder in sich hineinfluchte: «Du verd. . .!» In einer Verschnaufpause drohte er überdies, Takt werde er uns dann noch auf der Taktschrittpiste beibringen.

Als es noch den Taktschritt gab

Er gehört der Vergangenheit an: der Taktschritt. Nie mehr werden über Defilierstrecken die Roboter mit dem stilisierten Hahnentritt marschieren, um den Zuschauern – militärischen und zivilen – ein unvergessliches Bild geballter männlicher Kraft und gerichteter Disziplin zu bieten. Nie mehr können Schweizer Soldaten an sich selbst erleben, welche Kräfte, psychische und physische, der Taktschritt zu spenden vermag.

Das federnde Heranziehen des Fusses von hinten; ihn in dem Augenblick, wo die Schuhspitze die Mitte des andern Schuhs erreicht, wie unter einem elektrischen Schlag nach vorn zu schleudern, dass es nicht nur im Knie- und Hüftgelenk, sondern auch noch im Genick hörbar knackt; hierauf diesem vorausgeworfenen Fuss mit dem Körper nachzufallen, bis man festen Stand spürt; dann dasselbe mit dem Zwillingsbein nebenan zu unternehmen; dazu die entsprechend koordinierte Armarbeit, die ihrerseits einem, wenn ' auch einfacheren Schema zu genügen hat – das alles ist von so harmonischem Ineinandergreifen einzelner Teilfunktio-

nen, dass derjenige, von dem gesagt werden kann, er beherrsche diesen komplizierten Mechanismus, notwendigerweise ein Mensch sein muss, der sich zu seinem Vorteil von andern, die taktlos durchs Leben gehen, unterscheidet. Wir im Zug taten das, wir unterschieden uns. Kunststück, bei der intensiven Arbeit am Mann selbst!

Es waren unvergessliche Tage, wenn wir unter sorgfältiger Anleitung üben durften, jeder gesammelt mit sich allein oder im brüderlichen Verband mit den andern zusammen. Einem Beobachter bot sich dann etwa dieses Bild: auf einer stillen Nebenstrasse sieht man über grüne Wiesen hinweg und zwischen Obstbäumen hindurch in der hellen Ferne eines frischen Morgens Männchen stehen, da eins, dort eins, wieder eins, noch eins. Einige von ihnen verharren still, bis sie sich plötzlich ruckweise durch die Landschaft zu bewegen beginnen, wobei sie immer wieder für den Bruchteil einer Sekunde im Aspekt der maximalsten Schrittlänge wie ein umgedrehtes Ypsilon aussehen. Hält ein solches Y an und wird wieder wie vorher ein gewöhnliches grosses, die statische Senkrechte betonendes I, setzt dafür in einem andern das Gangwerk ein, oder die zentral gesteuerte Aktivität erfasst gleich alle zusammen als kompaktes Paket – links, rechts; links, rechts; links, rechts... Dazu von Zeit zu Zeit eine selbst von weitem klar verständliche Stimme, die nur ein Wort kennt: «Spicken!»

Diese Spicker waren wir; aber ausserdem vollführten wir noch andere schnellende Bewegungen. Denn jedesmal, wenn wir an

der Kontrollstelle vorüberknallten, drehten wir auf das Kommando «Achtung rechts!» den Kopf, und zwar so energisch, dass die Augen ihre ursprüngliche Lage beibehielten und geradeaus schauten. Der Inspizierende sah dann nur das Weisse der Augäpfel. Da er diesen Anblick aber unerträglich fand, mussten wir das Mitnehmen der Augen so lange üben, bis auch dieser bewegliche Teil des Hauptes der Drehung rasch und mühelos folgte.

Als wir alle einzelnen Bewegungen und ihre Koordination wieder wie einst beherrschten, selbst unter der zusätzlichen Erschwerung durch ein geschultertes Gewehr, glaubten wir, das Recht zu haben, eine kleine Bereicherung anbringen zu dürfen, so wie grosse Akrobaten ihre Nummern ja auch stets ausbauen. Setzten wir uns also, bevor wir im Zugsverband losschleuderten, die Helme nur ganz locker auf. Nach dem physikalischen Gesetz der Trägheit blieben sie natürlich, als wir die Hälse verdrehten, starr in der Marschrichtung fixiert. Nach dem Zurückdrehen des Kopfes aber, das wir rucklos und langsam vornahmen, hatten sie, während jetzt unsere Gesichter geradeaus schauten, die Drehung nachgeholt – doch auf die verkehrte Seite. So oder so: für militärische Augen ein Bild der Perversion.

Es verschlug denn auch dem Chef die Stimme vollständig. Er liess uns ohne den erwarteten Rückpfiff den Rest des Auslaufs bis dorthin zu Ende marschieren, wo Wachtmeister und Korporal uns zum Einrücken in Empfang zu nehmen hatten. Als sie nun

die Torsion in unserer oberen Manneshälfte auch sahen, war ihr Entsetzen nicht minder gross. Wir seien ‚Löcher‘, sagten sie mit einem gewissen Unbehagen vor möglichen unangenehmen Folgen, wobei ihnen aber der erste Teil des sonst zusammengesetzten Wortes vor doch nicht zu unterdrückendem Lachen anständigerweise im Halse steckenblieb.

Wir erfuhren dann vom Chef, und damit fing er sich wieder auf: unsere kunstvolle Variante werde als Zeichen genommen, dass nun die höchste Meisterschaft in dieser Disziplin erreicht und der Zug *défilée*-reif sei. Wir bestanden denn auch die Hauptprobe im ganzen Kompanieverband gut, als alles, was Beine hatte, hinter der Bataillonsmusik her dorfauf und -ab die Militärschuhe in Grund und Boden hineindonnerte, und zwar genau auf jener Strecke, wo der neue Belag – das hätte von der Gemeinde so bestellt sein können – tatsächlich noch festgestampft werden musste.

Das *Défilée* selbst wurde ein grosser Erfolg, ungeachtet der Tatsache, dass einem des Gehens entwöhnten Motorfahrer ein zu locker gebundener Schuh davonflog, eine Weile mitgerissen und dann seitwärts in einen Graben gekickt wurde, während der hinkende Bote auf leiser Sohle in der Masse unbemerkt durchkam, um einer abendlangen Berühmtheit entgegenschreiten.

Sollte es etwa heute mehr Wehrmänner mit verharzten Hüften und blockierten Knien, mit schlechter Haltung und duckmäuserischem Auftreten, mit schleppendem Gang und ängstlichem Blick

geben (Spezies, die trotz allem nie ganz zurechtgebügelt werden können): dann ist die Abschaffung des Taktschritts daran schuld. Kein anderer Schritt der Welt – weder Stechschritt noch Parade-schritt noch sonst einer – war so mitreissend, fortreissend, hin-reissend wie der schweizerische Taktschritt: ein Löser von Verkrampfungen, ein Lockerer von Gelenken, ein Strecker der Beine, ein Härter der Waden, ein Masseur der Füße, ein Spanner der Bauchmuskeln, ein Ausweiter der Brust, ein Animator der Lungen, ein Kräftiger des Herzens, ein Anreger des Kreislaufs, ein Stärker des ganzen Skeletts und darüber hinaus ein Spender von Sicherheit und Mut. Wer je jemals jemand einen Tritt zu versetzen gezwungen war und das mit der Vehemenz des eingedrillten Spickens tat, wird über die Wirkung so erstaunt wie zugleich dankbar darüber gewesen sein, zu den Könnern des Taktschritts zu zählen.

Diese Könnner aber sind heute am Aussterben. Vielleicht dass da und dort noch ein Veteran aus der Aktivdienstzeit manchmal heimlich auf abgelegenen Wegen übt, um ein letztesmal der Segnungen des Taktschritts teilhaftig zu werden.

Magie des Gewehrgriffs

Auch dem Gewehrgriff wurde dasselbe Los zuteil wie dem Taktschritt: man schaffte ihn ab – nach allem, was man theoretisch über ihn geredet und geschrieben sowie praktisch von ihm verlangt hatte! Unglaublich. Es war eine Revolution. Sie löste bei al-

len Soldaten zuerst ungläubiges Staunen aus, während sie den Drillnaturen den Magen umdrehte. Aber er musste dahin, es lag in der Natur der Sache, dahin mit dem Gewehr selbst, dem Karabiner und dem Langgewehr. Sturmgewehre würden für einen ihnen gemässen Gewehrgriff ein derart kompliziertes Schema und so viel Zeit beanspruchen, ihm zu genügen, dass es ohne eine zusätzliche Rekrutenschule nicht ginge, vorausgesetzt, dass er überhaupt körperlich zu bewältigen wäre. Schon der alte Gewehrgriff verlangte seine persönlichen Opfer. Weiss Gott!

Wer sie je durchexerziert hat, wird die sechs Bewegungen, nachdem er mit dem Gewehr in Achtungstellung gefallen ist, nie mehr vergessen. Eins: die rechte Hand wirft das Gewehr diagonal vor den eingezogenen Bauch, indem sie den Halt vom obern Riemenband zum Kolbenhals verlegt, während die linke Hand nach dem Schaft greift. Zwei: das Gewehr wird auf die linke Schulter abgedreht, wobei die linke Hand an die Kolbenkappe und – drei – die nun entlastete rechte an die Hosennaht fährt. Auf dieses «Schultert G'wehr!» folgt das nicht minder eindrückliche «Bei Fuss G'wehr!» Vier: die Linke, die genau weiss, was die Rechte tun wird, zieht das Gewehr am Kolben in die Fallinie, während eben jene Rechte bereits ans obere Riemenband geflogen ist. Fünf: die Rechte reisst das Gewehr von links oben schräg seitwärts nach rechts unten, und zwar so, dass – auf sechs – beim Anlegen des Arms an den Körper die Waffe genau neben den

Fuss des Mannes zu stehen kommt, der so lange unbeweglich und steif wie ein Bleistift zu verharren hat, bis ihm ein «Ruhn!» den entspannenden Seitenschritt mit Griff der Linken ans Gewehr gestattet.

Es muss ein hochdifferenzierter Geist gewesen sein, der den Gewehrgriff erfand und dessen Phasenablauf endgültig reglementierte, oder vielmehr müssen mehrere Schöpfer dabei beteiligt gewesen sein, denn so etwas übersteigt die Leistungsfähigkeit eines Einzelnen. Der Gewehrgriff ist die Frucht von Epochen, er ist geädelt durch Tradition und eines der frühen Beispiele für die Unterjochung des Menschen durch die von ihm geschaffenen Maschinen und Werkzeuge, aber auch dafür, wessen der Mensch im Handhaben von Instrumenten fähig ist.

Wer einen tadellosen Gewehrgriff – peng, hopp, flipp; rätsch, bumm, tagg – hinkriegte, durfte auf die Armee, die ihm das beigebracht hatte, so stolz sein wie diese auf ihn, der den dabei gestellten Anforderungen gewachsen war.

Der Gewehrgriff wurde geradezu zu einem Test und damit zu einem Mittel psychologischer Erkenntnis. Wenn es etwas gäbe, woran man den Wert eines Soldaten und des Menschen schlechthin erkenne, dann sei es der Gewehrgriff. Mit dieser Wahrheit waren wir so indoktriniert, dass wir kaum je an ihr zu zweifeln wagten. Willensstärke, Konzentrationsfähigkeit, Beschaffenheit des Charakters ganz allgemein, seelische und geistige Bereitschaft für militärisches Tun überhaupt – alles das und vieles an-

dere lasse sich am Gewehrgriff ablesen. Wer das glaubte und brachte keinen perfekten Gewehrgriff zustande, hätte eigentlich verzweifeln müssen, war er doch offensichtlich ein schlechter Mensch, ein untauglicher Soldat, ein Schandfleck in Uniform. Aber wie sonderbar: in unserem Zug fanden sich keine Verzweifelten, und auch anderswo trafen wir sie nicht an. Lag's am fehlenden Glauben oder eben an der erreichten Perfektion? Übrigens Perfektion: wir hatten einen, der schmetterte den Gewehrgriff mit einer solchen gestanzten Genauigkeit, dass jeder Inspizierende von tiefem Ernst ergriffen wurde. Dieser Gewehrgriffwundermann (Reinfried mit Namen) musste ohne Zweifel ein Mustersoldat höchsten Ranges sein – und war derselbe, der einst mit einer roten Nase geschmückt zur Fastnachtszeit öffentlich Wache stand!

Dieser Widerspruch, der in einigen Oberen nagende Zweifel am diagnostischen Wert des Gewehrgriffs auslöste, mag schuld daran gewesen sein, dass in unserem Dienstbereich die Anforderungen etwas heruntergeschraubt und vor allem keine allzu deutlichen Schlüsse mehr vom Griff auf den Greifenden gezogen wurden. Aber auch jetzt noch kamen Einwände gegen den Gewehrgriff einer Lästerung gleich. Vorzubringen, man knalle doch eine Präzisionswaffe nicht so lange und so wütend auf Stein, bis Kornkorrekturen nötig seien, brachte nur Scherereien. Ohne Zweifel gehörten jene Vorführungen zu Höhepunkten, wenn der Zementboden eines Schulhausplatzes oder eine Betonstrasse dazu auser-

sehen worden war. Wer daran zweifelt, vernehme, dass die eine Schraube der Kolbenkappe des Karabiners 140'456 sich nicht mehr drehen lässt; sie wurde durch Tausende von Schlägen auf eine harte Unterlage mit der Bodenplatte fugenlos vernietet.

Solche massiven Manipulationen aber schlossen nicht aus, dass auch einmal ein lyrischer Gewehrgriff hingelegt werden konnte – wie damals, als es galt, sich das erstmal dem neuen Chef vorzustellen. Da der zweite Griff beim Herunternehmen des geschulterten Gewehrs misslang, das heisst zu tief am Schaft angesetzt wurde, stand man am Schluss ganz krumm da. Das sei jetzt ein sogenannter lyrischer Gewehrgriff, plauderte man aus der etwas unbequemen Stellung heraus, aber man wisse ja, dass bei jemand, der mit Literatur zu tun habe, dafür Verständnis vorhanden sein müsse, und noch eine Menge mehr von solchem Zeug. Der Herr Oberleutnant Verleger konnte einem Fachgeplapper nicht gut ausweichen. Als er merkte, was da gespielt wurde, schloss er es, nachdem ein «Ruhn!» doch noch gekommen war, unvermittelt mit einem scharf akzentuierten «Abmelden, zurück!». Was sofort geschah. Man hatte sich doch gegenseitig schon recht gut kennengelernt.

Der Gewehrgriff war ein Machtinstrument – aber auch in unserer Hand. Wer je die Gunst genoss, der Ausführung eines Gewehrgriffs durch eine grössere Einheit beizuwohnen, wird das Packende, ja geradezu Erregende einer solchen Manifestation koordinierten Willens nie mehr vergessen. Wie eine unbeirrbar

Maschine läuft das ab, ein ästhetisches Phänomen zugleich, vorausgesetzt, dass nirgends auch nur ein einziges Gewehr aus der Reihe tanzt. Da fallen schon Ungenauigkeiten von Millimetern und Zehntelsekunden auf und stören den Gesamteindruck, ja zerstören ihn. Man versteht plötzlich den Schmerz, den man einem Inspizierenden mit einem unvollkommenen Gewehrgriff zufügt. Da aber hakten wir ein.

Wollte da einmal der Chef, nachdem wir müden Gladiatoren nach langem Marsch endlich in den Unterkunftsart eingezogen waren, dem versammelten Volk noch eine kleine Vorstellung geben. Ein schneller Blick von jedem Einzelnen zu jedem andern genügte: der Schlussknall am Ende der sechsten Bewegung, der ja akustisch ein Punkt sein muss, hörte sich wie ein lang hingezogener Trommelwirbel an. Das ursprünglich so hoffnungsvolle Gesicht des Kommandierenden, der sich als bewunderter Mittelpunkt des belebten Platzes fühlte, nahm geradezu leidende Züge an. Geschlagen ging er weg und überliess uns dem missmutigen Kader. Er tat uns aufrichtig leid. Aber in wie viele Ortschaften wir auch noch einmarschieren sollten, solche Einlagen waren nie mehr dabei.

Selbst mit einer besonders hervorgehobenen Teilphase des Gewehrgriffs allein liessen sich gute Ergebnisse erzielen. Das Ausrücken am Morgen vom Appellplatz weg vollzog sich nach alter Überlieferung mit geschultertem Gewehr. Die Zeit, die verstrich, bis das Kommando «Gewehre anhängen, Freimarsch, Rauchen

gestattet!» kam, war ein Indikator für die Stimmung des ganzen Tages. Kam es bald, dann war alles in bester Ordnung. Liess es so lange auf sich warten, bis uns fast der gewinkelte Arm abstarb, standen uns meistens unerfreuliche Dinge bevor. Sie liessen sich aber dadurch besser ertragen, dass wir auf ein schönes Spiel verfallen waren.

Jeder hatte in bestimmter Reihenfolge entweder auf den Kolben zu drücken, ihn sinken zu lassen oder zu heben. Die Wirkung setzte schlagartig ein. Kaum gedrückt, gehoben oder gesenkt, und schon brüllte es hinten, wo das inspizierende Auge auf jede Bewegung und Haltung achtete: «Wer kann dort nicht...?» «Wer hält dort...?» «Kann der Mann nicht melden?» Jeder Betroffene trompetete darauf fröhlich seinen Namen in den Tag hinaus und nahm gehorsam die nötige Korrektur vor, während schon ein anderer an der Reihe war.

Wenn wir dann endlich auf unserem Übungsplatz anlangten, war der Chef, der ohnehin als Schloter viel hüstelte, regelmässig stockheiser. Den anschliessenden Schlauch freilich, den hatten wir in Kauf zu nehmen, bis sich auch da wieder ein Gegenmittel fand – als weiteres Zeugnis einer dauernden schöpferischen Auseinandersetzung zwischen oben und unten, die uns alle zusammen immer kriegstüchtiger machte. Erreichte dabei das gegenseitige Einvernehmen einen besonders erfreulichen Stand, rafften wir uns bei Gelegenheit zu einem Gewehrgriff auf, der das Herz

des Höheren höher schlagen liess; denn trotz allem unterlagen wir immer wieder der Macht des Gewehrgriffs, der ja in seiner Vollendung als Inbegriff des Militärischen galt.

Eine Armee, die den Gewehrgriff nicht mehr kennt, muss sich grundsätzlich von jener unterscheiden, die seiner metaphysischen Wirkung noch ausgesetzt war. Nicht besser, nicht schlechter – anders muss sie sein, auf alle Fälle aber um ein Instrument ärmer, das auch den Untergebenen die Möglichkeit gab, sich seiner Magie zu bedienen. Und was ist denn eine Achtungstellung ohne nachfolgenden Gewehrgriff! Nur mit ihm eingeübt, liess sich in ihr jene letzte Vollendung erreichen, wie sie geboten war, wenn es allenfalls galt, seinen Mann in einer Unterredung von Mann zu Mann zu stellen.

Von Mann zu Mann

Das Geheimnisvollste und zugleich auch Sonderbarste im Männerstaat der Armee waren die gelegentlichen Gespräche ‚von Mann zu Mann‘ – aber jetzt einmal nicht im Sinne der Minnediensttauglichkeit, wie man leicht und leichtfertig aus dieser Formulierung entnehmen könnte, sondern um höherer Dinge willen, wie sie immer wieder zu harten Auseinandersetzungen unter harten Männern führten. Es gab zwar die offizielle sogenannte (dienstliche Unterredung‘, zu der beide Partner, von denen einer stets Vorgesetzter war, im Stahlhelm anzutreten hatten. Schon das allein wirkte in seiner Pathetik auf uns an bescheidene Sitten

gewöhnte Soldaten abschreckend. Keiner des Zugs hat denn auch je um eine solche Zwiesprache nachgesucht: erstens bestanden keine ernsthaften Gründe dazu, und zweitens erledigten wir entsprechend gelagerte Fälle lieber mit unseren eigenen, viel wirksameren Mitteln. Auch die drei Chefs, die wir der Reihe nach besaßen, wären vom Ansinnen, sich mit einem von uns zu einer dienstlichen Unterredung zu treffen, wie vor den Kopf gestossen oder, trotz Helm, aufs Haupt geschlagen gewesen.

Aber dennoch kam es immer wieder etwa zu einem Von-Mann-zu-Mann-Gespräch ausserhalb des Rahmens eines Reglements. Wenn sich dabei zwei erwachsene Männer aus allernächster Nähe anschnauften und wie gestochene Böcke fixierten, als wollte jeder die Augenfarbe des andern genau kennenlernen, dann musste es schon um wichtige Fragen gehen: etwa (theoretisch genommen) darum, ob es gestattet sei, während der Achtungstellung eine kleine Katze auf der Schulter zu tragen; ob bei einer allzu wüsten Titulatur von Seiten eines Vorgesetzten ihm nicht bedeutet werden dürfe, man habe in diesem Fall die Eigenschaft eines Spiegels, der alles reflektiere, oder ob es wirklich nicht angehe, bei einer den ganzen Abend gefährdenden und als schikanös empfundenen Auslegeordnung einfach vorher unter die Decken zu kriechen, um gleich beides, Inspektion und Ausgang, abzuwürgen, und zwar aus Protest.

Es ging in solchen Duellen im letzten darum, mit einem Trick die Spannung zu lösen. Am wirkungsvollsten erwies sich dabei



erfahrungsgemäss das Schielen, und wenn möglich, sofern man es konnte, nur mit einem Auge. Diesem Anblick hielt keiner lange stand. Das warf jeden Vorgesetzten um. Zumindest, und damit war schon viel gewonnen, irritierte es ihn, besonders wenn der Schielende im Übrigen ernst, gefasst und reumütig dastand. Da jeder unserer Chefs glücklicherweise einen stark ausgeprägten Sinn für Komik hatte und Humor besass, brauchte man um den Ausgang selbst gefährlicher Situationen nicht zu bangen. Das mag ein Beispiel beleuchten.

Standen wir an einem strahlenden Spätvormittag schön aufgereiht im Kantonement, um uns beim Fenster vorn im grellsten Sonnenlicht schamlos in den Gewehrlauf blicken zu lassen. Nach Kurzem wurden schon die ersten Klein-r und Gross-R diagnostiziert. Es herrschte ohnehin keine gehobene Stimmung. Noch keine der sonst üblichen heiteren Einlagen war gestiegen. Bei solcher Sachlage ganz zuhinterst bei der Türe zu stehen, dazu noch in einem toten Winkel, und durch diese Türe nicht lautlos für eine kleine Radfahrt in frischer Luft zu entwischen, war für 140'456 zu viel verlangt. Es nahm ihn einfach hinaus. Jene paar in der Nähe, die diesen Vorfall bemerkten, signalisierten stumm und dadurch schon merklich angeregter als vorher: «Gute Reise!»

Nun wäre bestimmt alles gut ausgegangen, wenn da nicht einer plötzlich die Zeit für eine grössere Darbietung für gekommen gehalten hätte. Drehte der also unseren alten Radio an, der seit

Kriegsbeginn zum Korpsmaterial zählte. Das grässliche Geschepper war nicht zu überhören. Leider gehörte es zufällig nicht zu einer Militärmusik, die als Begleitung einer Inspektion vielleicht Gnade gefunden hätte. Wachtmeister und Korporal, beide sehr empfindlich, zuckten zusammen; der Chef riss sich abrupt vom glitzernden Anblick, den ihm soeben ein Gewehrspiegel bot, los und brüllte. Aber was brüllte er denn? Als man es endlich verstand, war es dies, was er wissen wollte: erstens, wer die bodenlose Frechheit besessen habe, sie anzudrehen, und zweitens, wem eigentlich die verdammte Kiste gehöre, wobei er sich aber sofort selbst erinnerte, dass deren Besitzer 140'456 sei. Folglich sollte dieser sich melden, schon deshalb, weil der Knopfdreher vorläufig noch schwieg. Das aber tat auch 140'456; ihn konnte ja die dringliche Anfrage leider nicht erreichen.

So kam es denn aus. Ein kameradschaftlicher Versuch, mit der rettenden Ausrede durchzudringen, der Mann sei abkommandiert, hatte nicht verfangen. Der Mann wurde im Gegenteil herankommandiert, eben zu einem Gespräch unter vier (nichtschiehenden) Augen – ‚von Mann zu Mann‘.

Nachdem der erste Angriff im Stile «Was fällt Ihnen denn eigentlich auch ein?» standhaft ertragen war, begann im ernsten Gesicht des Schuldbewussten plötzlich eines der Augen aus der Sehachse auszuscheren, während das andere tiefe Zerknirschung ausdrückte. Nach knapp drei Sekunden erschien im Gesicht des

Verhörenden ein seltsames Zucken, und dann kam urplötzlich der unchristliche Befehl, zu machen, dass man auf der Stelle zum Teufel komme.

Mit einer vorbildlichen Achtungstellung sowie einem in Stakaton hingeschmetterten «Zu Befehl, Herr Oberleutnant, ab zum Teufel!» auf der einen Seite und einem ebenso korrekten Ehrensalue auf der andern verabschiedete sich Mann von Mann, jeder gestärkt durch das Gefühl, die Sache auch diesmal wieder im altbewährten Zuggeist erledigt zu haben, jenem Geist, der alle unsere Unternehmungen stets zu einem guten Ende zu führen vermochte, selbst wenn es sich um einen gefährlichen Sprung von Ufer zu Ufer handelte.

Von Ufer zu Ufer

Von ‚Ufer zu Ufer‘ sollte nach des Chefs stets reger Phantasie unsere kleine Übung heissen, mit der er einen eher ereignisarmen Nachmittag belebend beschliessen wollte. Das töne wie ein Gedichtbandtitel, meinte einer, und das allein schon machte uns misstrauisch.

Zunächst gingen wir freilich – das Gewehr umgehängt – wie friedliche Fischer dem Flüsschen entlang, «das, aus den Voralpen herunterkommend, eifrig seinen Weg in die Tiefe und ins Meer suchte». Mit solchen empfindsamen Sprüchen glaubte jener mit dem Gedichtbandtitel uns auch noch erbauen zu können, uns, die wir selbst, noch ohne es zu wissen, auf dem Weg zur Tiefe waren,

denn unvermittelt kam der Befehl: Hinter uns feindliche Kräfte im Anrücken, schnell hinüber ans andere Ufer, um von dort aus wirksamen Widerstand zu leisten. «Eine Brücke bauen», sagten einst die Rivels. Aber diese Komiker waren jetzt nicht zugegen. Wir waren die Komiker selbst. Auf unsere Art.

Vorerst hatte der Befehl lediglich die Wirkung, dass wir uns gegenseitig mit den verschiedensten, aber eindeutigen Grimassen fragend anschauten, um dann gemeinsam zum Chef hinzublicken. Der aber stand bereits knietief im Wasser und forschte mit geneigtem Kopf, wie einer, der Krebse fängt, nach der Möglichkeit, noch ein bisschen tiefer hineinzugeraten. Das gelang glatt. Als ihm schliesslich das Wasser in den Kragen hineinzulaufen begann, gebot es die Höflichkeit, dass wir ihm schleunigst nachfolgten.

Obwohl es Sommer war, genossen wir die Abkühlung nicht. In Kleidern im Wasser zu stehen wie ein hineingefallener Spaziergänger, das erinnerte allzu bedenklich an Ertrinken. Die Erleichterung war denn auch entsprechend gross, als der Wasserspiegel wieder langsam vom Kinn wegsank und wir wie schaumgeborene Krieger aus der neptunischen Tiefe ans trockene Ufer stiegen.

Der Chef, triefend wie ein Taucher, war bester Laune. Er verschenkte grosszügig eine halbe Stunde Rast mit dem Befehl, in Zusammenarbeit mit der Sonne von aussen mit erhöhtem Einsatz von innen her die Schale zu trocknen.

Hinterher, wie das so üblich ist, begannen wir das Abenteuer zu geniessen und auszusmücken. Einer behauptete steif und

fest, ihm sei eine Forelle beim einen Hosenbein herein- und beim andern wieder hinausgeschwommen, ganz nach Freud. Haller bemerkte beiläufig, er habe an seiner Stelle etwa zwei Meter weit unter Wasser gehen müssen. Das Innere seines Helms war denn auch, auf sofort vorgenommene Kontrolle hin, tatsächlich nass. Wenn man bedenkt, dass es damals noch keinen Schnorchel gab, war das ohne Zweifel eine mutige Tat. Als wir ihm das sagten, klemmte er das Kompliment mit der Bemerkung ab, er tauche zu Hause von Zeit zu Zeit in der Badewanne in voller Ausrüstung, um auf solche Fälle vorbereitet zu sein.

Noch während wir auf dem anschliessenden Heimmarsch das Soldatenlatein eine Weile weiter pflegten, fiel mir plötzlich mein Vordermann auf. Der wirkte im Gegensatz zu uns mit Ausnahme von etwa fünf Zentimetern Hosenröhre sozusagen klingeldürr. Auf die bohrenden Fragen gab er gelassen zur Antwort, er habe offensichtlich etwas mehr innere Hitze als wir zu entwickeln vermocht; auch sei er ein paar Meter weiter oben hinüber, dort, wo so etwas wie eine Furt bestehe.

In Wahrheit aber war er noch sehr viel weiter ‚weiter oben‘ hinüber, dort nämlich, wo auf der Karte eine kleine Brücke verzeichnet ist. Diese Ortskenntnis und eine angeborene Hochachtung, um nicht zu sagen Scheu vor dem Wasser, hatten ihn auf den Gedanken gebracht, sich unbemerkt von uns abzusetzen, um auf dem andern Ufer ebenso unbemerkt wieder in unserer Mitte

aufzutauchen. Ohne Zweifel eine hervorragende militärische Tat, taktisch mindestens so viel wert wie unsere amphibische Operation.

Alles das erfuhr ich abends im Stroh, auf einer Unterlage, die bekanntlich Geständnisse erleichtert. Die Hosenstösse hatte er übrigens künstlich befeuchtet.

Als Ergänzung zu dieser kleinen Wasserepisode und um ihren möglicherweise negativen Eindruck zu verwischen, sei nun noch von einer Übung berichtet, die damals im Rahmen eines grossen Unternehmens durchgeführt wurde und deren Befehl ebenfalls – nicht dem Wortlaut, aber dem Sinn nach – hiess: ‚von Ufer zu Ufer‘.

Jenseits des Flusses ist eine vom Feind besetzte Höhenstellung in Besitz zu nehmen. Als wir in der Bereitschaftsstellung ankommen, herrscht noch tiefe Nacht. Zwischen den Wipfeln der Tannen werden, den schmalen Waldweg entlang, ein paar Sterne sichtbar. Achtung! wird leise gerufen. Kaum hörbar schieben Soldaten auf Transportachsen mit Gummireifen Boote heran. Tiefhängende Äste peitschen auf Holz und Helme. Man ahnt mehr, als dass man sie sieht, die dunklen Formen der Schiffe.

Wir schliessen bei der hintersten Staffel an und marschieren mit ihr aus der zurückverlegten Bereitschaftsstellung hinaus, um in die Lauerstellung in nächster noch Deckung bietender Nähe des Einsatzortes zu gelangen.

Die Nacht – kaum zeigen sich über dem Osthorizont hinter bewaldeten Hügeln erste blasse Lichtstreifen des neuen Tages – ge-

währleistet unbemerktes Vorrücken: an Bauernhöfen vorüber (ein Hund schlägt bellend an), Äckern entlang, dann ein Stück auf der Kantonsstrasse und wiederum über halbgefrorene Wiesen in leichter Senkung dem Flussufer zu.

Plötzlich ein rasches Anhalten der Spitze des lautlosen Geisterzuges. Wir sind vor der Lauerstellung angekommen, wo die Boote ins dichte Ufergebüsch hineingestossen werden müssen.

Transportachsen weg! Boote tragen! Boote schieben!

Hände, die alle Griffe kennen, Hände, die sich gegenseitig kennen, tun rasch und sicher die gewohnte und eingeübte Arbeit. Wie ein riesiger Tausendfüssler kommt ein Boot auf den engen Fussweg zu, getragen von den Pontonieren und Infanteristen, die selber nachher von ihm hinübergetragen werden sollen, weg von der Lauerstellung ans andere Ufer. Dann braucht keine Rücksicht mehr auf Lärm und Deckung genommen zu werden; dann gilt nur noch Schnelligkeit.

Gurgelnd dringt jetzt, während in gespannter Stille auf den Befehl gewartet wird, das unaufhörliche Strömen, Ziehen und Quirlen des nahen Flusses heran. Es sind nur noch ein paar Meter bis ans Ufer, doch es sind entscheidende Meter; sie müssen – ein Raketensignal und gleichzeitig vom andern Ufer Schüsse – in kürzester Frist zurückgelegt werden, das heisst die Boote haben so rasch wie möglich das Wasser zu gewinnen, damit die Überfahrt

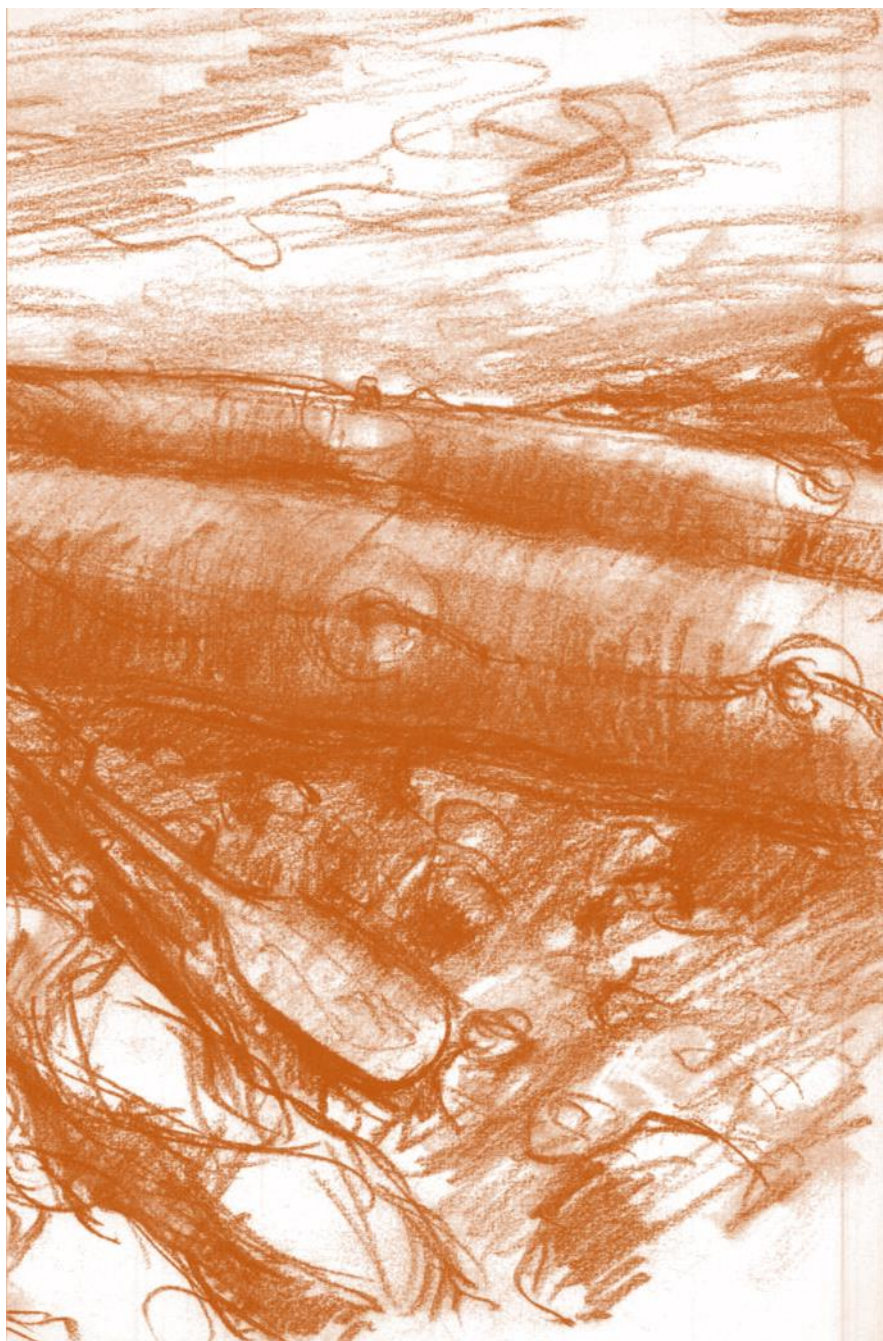
noch vor dem eingespielten Abwehrfeuer der Gegenseite beginnen kann. Und wirklich: schon zischt das Wasser auf, von der Nase des Bootes getrieben. Vorn steht, noch während des Hineinschiebens aufgesprungen, bereits ein Pontonier, um mit dem Stachel den Kahn so zu stellen, dass Infanteristen und Bedienungsmannschaft hineinstürzen können – womöglich nicht ins Wasser.

Nach einigen kräftigen Ruderschlägen geht's bereits der Mitte des Flusses zu. Graues Morgenlicht liegt über dem Wasser. Nebelschwaden treiben der Strömung entgegen. Im milchigen Dunst ist das andere Ufer schon gut zu erkennen. Bald wird das Boot drüben sein. Feindliche Schüsse peitschen ihm entgegen; man muss es entdeckt haben. Aber noch vor dem knirschenden Aufahren auf den Uferkies springt, das Gewehr in der Hand, die Infanterie, durchs Wasser spritzend, hinaus, um hastend den steilen Sandhang hinaufzuklettern.

Während der feindliche Widerstand auf dem Hügelkamm zu brechen versucht wird, um unten die Errichtung eines Brückenkopfes zu erleichtern, kehrt das Boot zurück und nimmt die nächste Staffel auf.

Immer zahlreicher werden die vorrückenden Truppen; denn auch weiter unten am Fluss sind Boote eingesetzt worden, die nun im Pendelverkehr den ständigen Nachschub an Mannschaft und Munition besorgen; die einzelnen Gestalten sind im fahlen Morgenrauen fast mit dem erdigen Untergrund eins und kaum genau festzustellen.





Schon sind die ersten oben auf dem Grat für einen kurzen Augenblick im inzwischen heller gewordenen silbrigen Frühlhimmel als dunkle Silhouetten sichtbar. Dann verschwinden sie plötzlich, als würden sie auf der andern Seite hinunterfallen. Noch ein paar ferne Schüsse – Knallerbsen. Jetzt kann ungestört der Übergang für grössere Transporte vorbereitet werden: eine Fähre wird errichtet, schon ist das Drahtseil gespannt.

Von allen diesen Vorkommnissen entging dem Auge des Malers Charles Hug – als Kanonier damals Armee-reporter – auch diesmal nichts. Das, was er gesehen hatte, hielt er, wenn er nach den Übungen an die Arbeit ging, mit seinem Stift sowohl in jeder Einzelheit als auch in den grossen Zügen und mit der ganzen Atmosphäre fest.

Als er einmal in einem Manöver, während wir andern immerhin Notizen machten, photographierten, interviewten, als stiller Betrachter, freilich gefechtsmässig, bald da, bald dort in der Rolle des aufmerksamen Zuschauers zu sehen war und wegen dieser scheinbaren Untätigkeit von einem, der dazu die Macht hatte, angeherrscht wurde, gab er, nach seiner Aufgabe gefragt, zur Antwort, er zeichne; als aber die weitere, sowohl erstaunt als ärgerlich betonte Frage kam, wo denn, wies er nur stumm auf seinen Kopf und ging weiter.

Sein umfangreiches zeichnerisches Werk, das er als Soldat schuf und von dem dieser Band Proben enthält, ist eine künstle-

risch bedeutsame Dokumentation der Aktivdienstzeit, deren Mühsalen vor allem und dem dahinter verborgenen unbeugsamen Widerstandswillen er zwingend Ausdruck verlieh, wobei er stets durch die Uniform hindurch bis zum einzelnen Menschen vordrang, so wie er hinter allen Waffen immer auch das landschaftliche Antlitz der Heimat sah.

Soldat und Landschaft

Glücklicherweise ist die Landschaft anpassungsfähig. Die meiste Zeit zeigt sie jene Mischung aus Blattgrün und Ackerbraun, die ungefähr dem Feldgrau entspricht. Und wenn die Tarnanzüge – weisse oder bunt gesprenkelte – getragen werden, kommt sie sofort mit, so dass sich die Trennungslinie zwischen Soldat und Landschaft verwischt. Beide sind ein und dasselbe. Soldat und Landschaft, Soldat und Boden, Soldat und Erde, auf der ja das Gras wächst, in das er manchmal beissen muss – das ist wahrhaftig eine alte Einheit.

Aus diesem traditionellen, legitimen Umgang kommt ein Landschaftserlebnis besonderer Art. Ihm fehlt alles Schwärmerische, alles Pathetische. Mag der Mond noch so drehscheibengross und feuersbrunstrot aufgehen, das schlägt einem Soldaten nicht aufs Gemüt. Oder was auch sonst immer mit Himmel, Erde, Botanik, Zoologie und Meteorologie geboten werden kann, gefühl-

volle Worte löst das nicht aus, nicht einmal bei mobilisierten Lyrikern. Das heisst nun aber nicht, der Soldat sei gegenüber den Schönheiten der Landschaft blind. Er sieht im Gegenteil alles sehr genau, und das genügt, denn sie ist ja sein natürlicher Lebensraum. Der Soldat ist kein unbehauster Mensch. Sein Haus ist die Natur. Im Besondern gilt das für den Infanteristen.

Er ist der Soldat, der nur an Ort und Stelle des Kampfes wirkt, unmittelbar, nicht etwa durch Manipulationen aus sicherer Ferne. Am Boden, in der eigentlichen Realität des Landes, ist sein Platz. Nur wo er steht, da ist das feindliche Gebiet besetzt oder das eigene vom Feinde frei. Nur da ist das, was man Front nennt. Der Infanterist ist der letzte, der vom Kampffeld abzutreten hat.



Solche Sprüche klopften wir selbstverständlich damals nicht. «Hör auf!» hätte da bald einer gerufen. Man brauchte es uns ja schliesslich nicht zu sagen, was ein Infanterist sei. Wir wussten es zur Genüge, und wer's nicht wusste, war es wenigstens. Das war das Entscheidende. Aber manchmal kamen wir doch auch ins Philosophieren und beleuchteten in dunkler Nacht mit abgeschirmter Taschenlampe etwa die Frage, ob es wohl ein typisches Infanteristenantlitz gebe. Ob man ihn physiognomisch erkenne und von andern Soldaten unterscheiden könne: von einem Angehörigen einer Bäckerkompanie, einer Brieftaubeneinheit, von einem Trompeter, Sanitäter, Säumer...

Es mag einleuchten, wenn man behauptet, dass die Umgebung sich mit der Zeit im Gesicht eines Menschen spiegle. So wäre der Flieger, der Pontonier an gewissen Merkmalen zu erkennen, die durch die Kampfumgebung bedingt sind. Beim Infanteristen ist das nun, wie bereits angetönt, die Erde, das Land im urtümlichsten Sinn. Wirklich, von Erde hatten wir immer genug. Es gab meistens zu viel davon, wenn wir Unterstände anlegten, Laufgräben zogen, Schützenlöcher ausbuddelten. Aber auch sonst waren wir dauernd mit Erde und Dreck in innigem Kontakt (,Dreckloch' hiess eine unserer lehmigen Baustellen).

Diese tellurische Nachbarschaft weckte in uns längst verschüttete Instinkte des Primitiven, des Jägers, vielleicht auch des auf seinem Holzrost Schutz suchenden Pfahlbauers, auf alle Fälle des witternden Menschen, der einen sechsten Sinn besitzt, eben den

Sinn des Soldaten, der spürt, ahnt, fühlt und automatisch das Richtige tut. Das nun müsse sich, meinten wir, im Antlitz des Infanteristen zeigen. Aber so viel wir uns auch gegenseitig muster-ten, wir fanden nichts, was nicht auch zu einem Sappeur, Pionier, Motorfahrer, Funker, Dragoner oder Meldehundführer gepasst hätte. Was aber stimmte, war, dass man es jenen ansah, die nicht durch die Mänge des Militärdienstes gelassen worden waren. Sie machte glattweg aus Philologen und Coiffeuren, Beamten und Kabelziehern, Bürolisten und Schermausern, Lehrern und Strassenwischern – ohne ihnen das Individuelle allzu sehr zu stauchen – den brauchbaren helvetischen Soldaten, der sich in seine Einheit und mit dieser ins grössere Ganze der Armee einfügte, nicht ganz freiwillig zwar, doch gezwungenermassen willig.

Wer Soldat sagt, sagt zugleich Landschaft, und wer, zu Mobilma-
chungszeiten, Landschaft sagt, sagt, wiederum stillschweigend
mitgesetzt, Soldat. Von der Landschaft, als dem Schauplatz des
soldatischen Geschehens, ist denn auch oft die Rede – besonders
in ein paar Manöverberichten, die damals von einem Soldaten,
der eine Zeitlang Armee-reporter war, aus der Froschperspektive
geschrieben wurden. Die grossen Worte, die dabei von ‚Feind‘,
‚Feuer‘ und (Vernichtung) berichten, obwohl es sich ja nur um
Übungen handelte, müssen mit Nachsicht ertragen werden. Sie

stehen nun einmal im militärischen Wörterbuch. Oft genug wurden sie ja in der Hitze des Gefechtes, und dies auch an den kältesten Tagen voll Schneegestöber, ernst genommen.

Schneegravik

Felder und Strassen sind kaum zu unterscheiden. Nur die Wälder heben sich ein wenig dunkler ab, wenn von Zeit zu Zeit das Schneegestöber die Sicht freigibt.

Eine grössere Einheit rückt in ihren zugewiesenen Abschnitt ein. Die in Mäntel gehüllten Gestalten, denen beim Reden Hauch vom Munde weht, gehorchen im stapfenden Umhergehen zwischen den Stämmen Befehlen, die von einem Zentrum kommen, das möglichst rasche Bereitstellung von Truppen verlangt, weil Meldungen vorliegen, dass feindliche Störungen der Mobilmachung erwartet werden. Deshalb sind nach allen Seiten Sicherungen ausgestellt. Feldstecher stecken in Büschen, die unter Schneelasten zusammengedrückt sind; Augen spähen dahinter, ob sich im nebligen Einerlei des Wintertages etwas Verdächtiges zeige. Es könnten Fallschirmabspringer sein (die mit aus Flugzeugen abgeworfenen Puppen markiert und dann durch rote Truppen dargestellt werden). Als starker Arm der Beobachtung haben schnell in Stellung gebrachte leichte und schwere Maschinengewehre und Infanteriekanonnen zu wirken. Schnee dient als ausgezeichnetes Tarnmittel. (Wir bosselten einmal in einer Verteidi-

gungsstellung einen riesigen Schneemann, der einem Soldaten Platz bot, der dann durch ein mit Zweigen verdecktes Loch den heranrückenden, nichtsahnenden Feind unter Beschuss nahm – zu dessen nicht geringer Überraschung. Der Sieg wurde hernach von den belustigten Schiedsrichtern den einfallsreichen Bildhauern in Schnee zugesprochen.)

Hinter dem unsichtbaren Sicherungsgürtel vervollständigt sich von Stunde zu Stunde die Mobilmachung. Bataillon um Bataillon, Kompanie um Kompanie, Zug um Zug sucht den genau bezeichneten Fassungsplatz auf. Offiziere handorgeln und winken mit Karten. Posten stehen an Strassenrändern und weisen ankommende Truppenteile zu den versteckten Plätzen. Dort liegt das Material aufgestapelt, das über Nacht schon von Fassungsdetachementen bereitgestellt worden ist.

Als Meldungen auf dem Kommandoposten einlaufen, feindliche Kräfte seien in die nahe Ortschaft eingedrungen, aus der heraus die Mobilmachung in die Wälder verlegt worden ist, hat die Truppe den befohlenen Bereitschaftsgrad erreicht. Um ihn zu prüfen, sollen nun die Wintermanöver beginnen, die deshalb bei Soldaten nicht ganz unbeliebt sind, als es fast nichts zu putzen gibt.

Sich beobachtend im Schnee einzurichten, ist eine Kleinigkeit gegen das Vorrücken im Feld, wenn feindlicher Beschuss zum Kriechen und Vorgehen in Deckung zwingt. Wohl ist die Deckung vollständig. Sich aber vorzuarbeiten, ist ein verdammter Krampf: wie eine schwere Walze liegt vor Schultern, Brust und

Kopf der zusammengepresste Schnee. Hinter dem kriechenden Mann her zieht sich eine Spur hin wie ein riesiges Reptil mit Widerhaken, denn Ellenbogen und Knie drücken bei jeder Bewegung sich seitwärts in die Wände des Schneekanals ein. So schreibt jeder die Graphik seiner Mühsal ins Gelände, auch der Flammenwerfermann, den der gefüllte Tank niederpresst, weil er ihn im tiefen Schnee doch nicht auf den Kufen vor sich her oder hintennach nehmen kann.

Eine ganz besondere Schneegravur war jene, im reinen Weiss seine biologische Unterschrift zurückzulassen, wobei das Hinsetzen eines allfälligen I-Punkts einige zurückhaltende Geschicklichkeit erforderte.

Vorantreibende Geschicklichkeit ist auf den Strassen nötig, wo alles das, was Vereisungen zu viel an Gleitmöglichkeit bieten, Schneeverwehungen wieder aufheben. Wagenkolonnen kommen nur stotternd voran, und was nebenaus gerät, versinkt.

Sich vorwärts zu quälen, ist aber immer noch besser, als auf freiem Feld in einem Schneeloch auf Wache zu liegen, melancholisch wie ein Eisbär, nur nicht mit dessen Training; bei einer Scheunenecke an der Windseite Posten zu stehen, bis die Augen einfrieren und man daher beim Beobachten den ganzen Kopf drehen muss; die Nacht im Wald zu verbringen mit einem Eisklotz als Kopfkissen. Was alles im Sommer von dieser Art beinahe erholsam wirken kann, im Winter ist's eine Schinderei. Mit Win-

tersport hat das gar nichts *zu* tun. In solcher Lage wird die Küche zu einem Traumgefährt, nach dem man so genau Ausschau hält wie nach dem Feind. Und man muss sagen: sie versuchen, wenn immer möglich, bis zu den vordersten Truppen durchzukommen, auch wenn die Pferde dampfen wie hinten im Kessel die Suppe und die Kochkistenschlepper sich Leistenbrüche zuzuziehen drohen.

Ein frierender Soldat mit leerem Bauch ist eine bemitleidenswerte Gestalt – und wenig feldtüchtig. Zu Ehren der Küchenmannschaften sei's gesagt: eine Küche ist unter Umständen eine Kanone wert.

Damals wurde eine leider bis heute nicht verwirklichte Idee geboren: aus dünnen, flexiblen Leitungen eine Art Verteilnetz für warme Getränke bis zu den vordersten Linien zu schaffen.

Auf diese Weise versorgt, hätten vielleicht jene Sicherungskräfte am Hang oben über dem Kaff länger auszuhalten und dem Kampf einen andern Verlauf aufzuzwingen vermocht.

Kampf ums Kaff

Strassen- und Häuserkämpfe sind, mehr als in offenem Gelände, Kämpfe der Deckungsmöglichkeiten. Hausgänge, Durchgänge, Gartenmauern, Erker, Vorsprünge, Nischen, Rampen, Hinterhöfe schaffen für jeden Kämpfer fortwährend neue Situationen. Es ist ein dreidimensionaler Krieg auf kleinem Raum: von allen

Seiten, selbst aus Vogel- und andern Häuschen, dazu noch von oben aus Fenstern und Taubenschlägen, von Balkonen und Dachfirsten herunter droht Gefahr, und in grossem Ortschaften noch von unten her aus der Kanalisation.

Wenn man das so halb im schulmeisterlichen Tone eines vor der Beförderung stehenden Instructors zu hören bekam, leuchtete es zwar ohne Weiteres ein, doch dachte man, es sei wie fast immer: mit der Wirklichkeit habe das nicht allzu viel zu tun. Hatte aber doch, sogar als es nur um einen Kampf ums Kaff ging. Jeder daran Beteiligte erlebte es. Auch das andere, dass es meistens ein Kampf des Einzelnen ist, der nicht inmitten von Mitkämpfenden steht, sondern in Treppenhäusern und Lichtschächten, auf Windenböden und Wohndielen, in Küchen und Kellern, hinter Stuben- oder unter Falltüren allein auf den Feind stösst, der seinerseits allein mit entscherteter Waffe in diesem Labyrinth herumirrt. Beide sind nur auf sich selbst gestellt, weil sie durch die Bauart der Häuser und die Anlage der ganzen Siedlung isoliert werden, obwohl jeder zu einem bestimmten grossem Verband gehört, der als Ganzes in den ihm zugewiesenen Sektor einsickert, dort dann aber von der Stadt aufgeschluckt wird, auch wenn die Stadt ein Städtchen und dieses Städtchen ein Kaff ist.

Gewelltes Gelände hatte den Feind unbemerkt nahe vor die ersten, noch ausserhalb der eigentlichen Ortschaft stehenden Häuser herangeführt. Unsichtiges Wetter begünstigte die von einer Anhöhe herunter vordringenden Stosstruppen. Aufgepflügter

Schnee bildete das für Soldatenaugen leicht zu lesende Diagramm der vorrückenden Kräfte: wie ein dichtgewobenes Netz liegt es am Hang, dessen oberste Sicherungen überrumpelt worden sein müssen.

Mit dem ersten Schuss hinter einer Häuserecke hervor ist die ganze Besatzung alarmiert. Dem ersten Schuss folgen bröckelnd weitere. Bald reisst das trockene Geknatter nicht mehr ab. Aber die Strassen sind noch leer. Keiner hält sich gern in diesen idealen Schussbahnen auf. Nur wie von Federn geschleudert, saust da einer, dort einer mit Gewehr und Handgranate von einer Häuserzeile zur andern hinüber, um darin zu verschwinden. Aber diese zehn Meter und diese zwei bis drei Sekunden ziehen prasselnde Schüsse aus einem Fenster und hinter einem Brunnentrog hervor auf sich. In einen dunklen Gang hinein faucht der Flammenwerfer (der manövermässig mit rotgefärbtem Wasser gefüllt ist). Mit flatternder Vorderstütze wird ein leichtes Maschinengewehr in eine Ecke weiter vorn getragen. Unter dem Arm des Schützen hervor rattert es der Häuserfront entlang. Liegend zu schiessen, wäre in einem solch bewegten Kampf viel zu gemütlich. Bewegung ist alles.

Für diesen fliegenden Krieg ist die Maschinenpistole die angepasste Waffe. Was aber nützt sie, wenn plötzlich hinter dem Stosstruppmann ein heruntersausender Gewehrkolben sichtbar wird? Querverbindungen, die hinter den Häusern herlaufen, sind der Verteidigung, die Zeit genug hatte, die Örtlichkeit zu studieren, von grossem Vorteil.

Schiedsrichter haben oft Mühe, den Kampf nur als Übung gelten zu lassen. Man sieht erregte, erhitzte und von Wut verzerrte Soldatengesichter, als gälte es ernst. Es gilt auch ‚erst‘, denn die Manöveranlage ist, wie Training und Schulung, so realistisch, dass es dem Einzelnen leicht bitter ernst werden kann, sonst würden jetzt nicht vier, fünf ineinander verkrallte Gestalten – ein junger Offizier ist mit heroischer Hingabe dabei – die Kirchentreppe hinunterrollen, fluchend, brüllend. (Mir selbst hieb einmal ein Korporal, vom nahen Morgarten erregt, beim Aufeinanderstossen der beiden Parteien, der Roten und der Blauen, den Gewehrkolben so schwungvoll auf den Helm, dass dessen die Lederkissen spannendes Band riss und mir der Hut über die Augen sank. Nur mit Mühe konnte ich den brummenden Kopf wieder heraus-schrauben, doch gerade noch rechtzeitig genug, um diesen Malignanokrieger am Ceinturon zu packen und ihn in ein Tobel hinunterzustossen, aus dessen Tiefe er mir dann, nachdem er seine Körperteile wieder gesammelt hatte, entsetzliche Verwünschungen hinaufschickte, die von meiner Seite nicht unbeantwortet blieben. Als wir davon ganz ausgepumpt waren und ich, nüchterner geworden, sah, dass er nichts Gebrochenes vorzuweisen hatte, er seinerseits annehmen konnte, mir sei das Genick auch nicht gestaucht worden – da schüttelten wir lächelnd und fast etwas beschämt die Köpfe und hörten zusammen ergeben dem schnatternden Signal des Gefechtsabbruchs zu, jeder überzeugt, eine Auszeichnung verdient zu haben.)

Zurück ins Kaff: Erschrocken schauen zwei Nonnengesichter hinter Gardinen hervor. Die beiden Frauen eines friedlichen Lebens aber sollen noch mehr erschrecken: denn schon rumpeln schwere Militärschuhe unten in den Hausgang hinein, die Treppen hinauf, durch Zimmer hindurch, mit dem einzigen Zweck, eine Panzerbüchse, das heisst ihre Mannschaft, die sich hinter einem Treppenabsatz sicher wähnt, von oben her unter Automatenbeschuss zu nehmen. Doch hinter einem Mäuerchen hervor speit plötzlich ein Flammenwerfer in das taktisch geschickt gewählte Fensterviereck. Aber dieser kühne Pyromane, der kriechend dem kleinen Garten entlang hinter jene Mauer gelangt ist, hat nicht mit dem hängeschnäuzigen Ortswehrmann gerechnet, der von der Kirchenterrasse herab gelassen sein Feuer eröffnet.

Man merkt der Ortswehr deutlich die Lokalkenntnis an: unerwartet und bedrohlich tauchen ihre Leute bald da, bald dort wie aus der Versenkung auf, wobei sie oft die Kameraden von der Armee mitnehmen. So öffnet sich plötzlich eine Tür, und der davor in der schmalen Türrahmendeckung stehende Soldat wird von zwei starken Armen in den Flur zurückgerissen. Um sein Abgemurkstsein zu markieren, befiehlt ein wie der Blitz herbeigeeilter Schiedsrichter dem Überfallenen, den Helm mit der Mütze zu vertauschen. (So gern man sich ja sonst zu schonen sucht, im Manöver auszufallen, wird im Allgemeinen nicht geschätzt; es geht ein ganz klein wenig an die Ehre. Abgesehen davon, dass

man ja diese Kaltstellung nicht lange geniessen kann, denn die Herren mit der Schiedsrichterarmbinde gebieten über die magische Macht, Tote zu neuem Leben zu erwecken. Da kann es einer, der nicht mausetot, sondern nur (verwunden ist, besser treffen, denn unter Umständen tragen die geplagten Sanitäter den Mann stundenlang durch die Gegend, und wenn er besonderes Glück hat, halten sie ihm von Zeit zu Zeit die mit Kognak ausgespülte Feldflasche unter die Nase. Hat er aber Pech und kommt auf einen Verbandsplatz, wo eine Demonstration der verschiedenen Möglichkeiten des Verbindens im Gange ist, dann weiss er hernach unter Umständen, wie einer bandagierten und einbalsamierten Mumie zumute gewesen sein muss.)

So jagen sich die einzelnen Aktionen, die scheinbar ohne Zusammenhang ablaufen; doch sind sie alle koordiniert. Denn mit dem Hauptstoss in den Stadtkern schieben sich auch die Flanken vor, die vom freien Feld her zangenhaft zupacken. Hinter den Stosstruppen aber rückt das Gros heran. Seine motorisierten Kräfte sind jedoch durch den Schnee an der Entfaltung gehindert, trotzdem presst sich die Frontlinie langsam in die Ortschaft hinein. Schon geht die Spitze über deren Kern hinaus. Der Widerstand konzentriert sich in den letzten Randhäusern. Die Ortschaft scheint aber verloren. Doch die Wälder dahinter, gegen die sich die Stadtbesatzung nun zurückzieht, sind gesichert. Das ist mit ein Verdienst der Ortswehr. Uns regulären Soldaten fiel immer





wieder auf, mit welcher Hingabe ihre Angehörigen sich im engsten Heimatraum einsetzten, so wie dieser alte Mann, dem beim Nachladen der Bart in den Verschluss gerät, der nun aber flucht, als ihm die Munition ausgeht und nur noch ein kümmerliches Knacken des Abzugs verrät, dass er immer noch hart am Feind ist.

Die Wälder sind also gesichert. Das ist die Hauptsache. Denn hier vollzieht sich die Endphase der Mobilmachung einer grossen Einheit, ein Teilstück jener umfassenden Mobilmachung, die der Feind durch eine Stosssdivision, wie die Aufklärung meldet, und mit abgesetzten Fallschirmtruppen zu stören versucht. Denn wer wirkungsvoll in eine Mobilmachung hineinhaut, hat jene Truppen schon besiegt, bevor die nur recht zu den Waffen gegriffen haben. Hier aber scheint das nun nicht geglückt zu sein. Bald ist die Truppe mit den im Wald bereitgestellten Geräten ausgerüstet. Die Hinhalteämpfe haben die Zeit strecken helfen. Schon werden die nötigen Dispositionen getroffen für einen neuen Kampf ums Kaff – in umgekehrter Richtung. Grenadiere, die längst alles Grauen vor der Kampfbahn verloren haben, stehen für ein abtastendes Stosstruppunternehmen bereit.

Das Grauen vor der Kampfbahn

Wenn es plötzlich an einem der endlosen Einerleitage eines langen Ablösungsdienstes hiess, man habe auf der Kampfbahn anzutreten, oder wenn wir auf schonendere Weise von den beiden,

dem Wachtmeister und dem Korporal, bevor uns der Chef in Empfang nahm, vorher wie rein zufällig zum Fassen der Überkleider geführt wurden, dann ergriff uns jedesmal das fahle Grausen. Jeder sah den andern kummervoll an. Wir wussten, was uns bevorstand, was wir bald werden sollten: Robben, die fusstiefe Kriechspuren in die Erde pflügten; Steinwild, das in entsetzten Sätzen über Hindernisse flog; Maulwürfe, ja auch diese. Denn seit einiger Zeit war unsere Kampfbahn um einen unterirdischen Gang von etwa zehn Metern Länge bereichert. Knietief zog er sich unter der grünen Erdoberfläche mit seinen schräg angelegten Zugängen hin und wies eine lichte Weite auf, die es einem Mann mittleren Kalibers erlaubte, ohne allzu grosse Reibung hindurchzukriechen.

Von vorangegangenen Darbietungen schon hergenommen, wartete jeder wieder einmal ergeben darauf, auch an die Reihe zu kommen, um für einige Zeit in völliger Dunkelheit und Grabesstille auszuharren, von Klaustrophobie geschüttelt und doch gezwungen, sich freudig vorwärtszuschaffen.

Als ich nach dem ersten Schock wieder ganz zu mir kam, wusste ich sofort, dass meine Flucht nach vorn auf ein Hindernis gestossen war. Der Kopf liess sich mit dem besten Willen nicht mehr weiter in den Helm hineinbohren. Rasch sich folgende Überlegungen quälten mich: Gang eingesunken, in einen bis jetzt noch unentdeckten Querstollen geraten, tektonische Veränderungen durch ein Erdbeben.

Doch als ich endlich, um mir Mut *zu* machen, die Röhre nach der Verstopfung vor mir abtastete, bekam ich einen Schuh *zu* fassen und war sofort im Bild: mein Vorgänger, auf dessen Wiedererscheinen man gar nicht erst gewartet hatte, bevor man mich hineinjagte, ist steckengeblieben. Ich fluchte und schickte erkundigende Anfragen nach vorn. Es tönte wie das Rezitativ eines Tiefseetauchers. Noch dumpfer kam's von vorn zurück. Zu verstehen war kein Wort. Dieser unterirdische Dialog dauerte noch eine Weile an, wobei wir uns aber – jeder durch die Anwesenheit des andern moralisch gestärkt – zugleich vorwärtsschoben, bis wir endlich verwirrt im unwahrscheinlich hellen Tageslicht standen, einem nicht endenwollenden Gelächter ausgesetzt.

Es habe unglaublich komisch gewirkt, plötzlich tief aus der Erde herauf Stimmen zu vernehmen, als hätte unten beim alten Seismos eine Befehlsausgabe stattgefunden.

Mit diesem Gelächter, in das wir als die beiden letzten Opfer der wohl als willkommene Abwechslung gedachten Veranstaltung einstimmten, löste sich der Bann, der auf unsern Gemütern gelastet hatte. Der Maulwurf-Effekt klang langsam ab. Von Erde wie mit einer Fango-Packung gepanzert, schwankten wir, von den hochvergnügten Aufsehern in ihren geradezu abstossend reinen Uniformen immer wieder angetrieben, dem Kantonnement zu, um mit dem sogenannten innern Dienst zu beginnen. Sinnend schabten wir alles das von unsern Kleidern und gruben alles das

aus Nasenlöchern und unter Fingernägeln hervor, was wir aus dem Erdinnern mitgenommen hatten, freilich nicht mit der Absicht, es dorthin zurückzubringen. Im Übrigen waren wir der Ansicht, nun ein Maximum an Kriegstüchtigkeit erreicht zu haben; doch sie zu erproben, das wünschten wir nicht.

Pulverdampf und Lazarett

Eines bedauerten sie immer: dass man uns zur Erprobung der Kriegstüchtigkeit nicht gelegentlich in ein wirkliches Gefecht mit echtem Pulverdampf und Hornissenschwärmen von Kugeln jagen konnte. Immerhin, die Realistik wurde nach unserem Dafürhalten oft weit genug getrieben, besonders was das Ausbleiben von Küche und Deckenfourgon betraf (angeblich supponiert bombardiert). Doch ist zuzugeben, dass selbst bei Manövern mit Scharfschiessen und bei Übungen mit geladenen Handgranaten der eingeschaltete Sicherheitsfaktor ein spontanes Reagieren und damit das Schliessen auf unser wahres Verhalten im Kampf erschwerte. Wenn wir den Anwurf, unsere Reaktion auf das Kommando «In Deckung!» sei in der Regel selbstmörderisch lahm, damit entkräften wollten, im Ernstfall würden wir schon richtig handeln, stiessen wir beim Chef auf höhnende Skepsis – aber genau hier irrte er. Wir bewiesen es ihm und uns.

An einem jener schönen Samstagnachmittage, die regelmässig dem Beseitigen von Rost und Grünspan sowie den dabei gepflogenen gemütlichen Putzfrauengesprächen gewidmet waren, überglänzt schon von der Voraussicht, den vielleicht verlängerten Ausgang wallensteinisch geniessen zu können, kam der Befehl, den Schlag auszumisten, um Platz für neues Stroh zu schaffen.

Als der Komposthaufen vor dem Schulhaus aufgeschichtet dalag, zündeten wir ihn – ohne ausdrücklichen Befehl – an und umstanden, angeregt plaudernd, das wild knisternde Feuer, dem sich grünlicher Rauch entwand. Plötzlich begann es mitten aus dem Stoss heraus zu schiessen, dass Funken und glühende Fetzen nur so herumflogen. In Millisekunden war keiner von uns mehr sichtbar. Erst nach einer Weile kamen hinter Bäumen und Brunnen trog hervor, aus einem Kellerhals herauf und am obern Rand einer grossen Abfalltonne gespannt spähende Augen zum Vorschein.

Das wütende Geknatter zog allerhand feldgraues Volk an, unter ihm auch unsern Chef, der ohnehin einen sechsten Sinn für Kriegerisches und Knallendes hatte, war er ja schliesslich der einzige der Einheit, der mit seiner Pistole eigenhändig schon ein Lebewesen endgültig umgebracht hatte – ein während einer Übung verunglücktes Ross. Mit einem Schritt wie ein Sheriff war er damals auf sein Opfer zugegangen. Nun kam er ganz ähnlich heran, sichernd, witternd (Unfug nämlich) und erfasste die Situation sofort:

da seien ein paar Lader Munition mit verbrannt worden. Sauerei das!

So war's. Doch als er jeden von uns in mustergültiger Deckung sah, erklärte er diesen Feuerzauber als reguläre Übung.

Das war nicht der einzige Pulverrauch, der uns zu jener Zeit in Nase und Augen stieg. Hing da nämlich an der Wand unseres Kantonnements wie ein altes Posthorn die Raketenpistole, ein unelegantes, dickrohriges Unding. Das nahm einmal um Mitternacht ein romantisches Gemüt vom Haken, um mit einem andern Mitternachtsgespensst zusammen im doppelsitzigen Häuschen draussen diese sonderbare Waffe, die eigentlich keine war, wieder einmal näher zu besichtigen. Soweit kamen sie aber nicht, denn schon auf dem Weg dorthin ging's los. Noch stak nämlich vom letzten Nachtmanöver her unverantwortlicherweise eine Signalarakete drin, aber eben nicht mehr lange. Ein eher spielerisch als bewusst vorgenommener Druck auf den Abzug befreite sie, und sie wusste diese Freiheit zu benützen. Wie der Berühmte in der Laterne oder, anständiger gesagt, wie ein Komet zog sie los, die eine Wand hinauf, der Decke entlang, am Zimmerende wieder senkrecht hinunter, um zwischen den Tischbeinen hindurch die gegenüberliegende Wand zu gewinnen und erneut hochzugehen, bis sie endlich nach ein paar ähnlichen Runden in einer Ecke oben für längere Zeit sinnend innehielt. Wie ein Stern glomm es dort – und dann, wie schön, fiel langsam eine rote Ku-

gel zu Boden und genau in einen dort stehenden Wasserkübel, wo sie zischend ertrank.

Damit aber wurde es auch gleich stockdunkel. Doch vor unsern Augen zog es noch eine Weile wie mit feurigen Schlangen vorüber. Dann setzte schallendes Gelächter ein, das sich noch verstärkte, als einer das Licht andrehte und wir uns durch den fürchterlichen Qualm hindurch trotzdem nicht sehen konnten, wir, die als echte Soldaten alle gleich übergangslos wach geworden und aus den Halmen gefahren waren, als das Fauchen ertönte.

Wir hatten anderntags einige Mühe, die Brandspuren unserer verrückten Sternschnuppe zu beseitigen. Das schwarze Loch oben in der Zimmerecke, wo sie so verbohrt angehalten hatte, ist bestimmt heute noch dort zu sehen.

Sage also keiner, wir hätten nie Pulver gerochen.

Aber auch die andere Illusion kriegerischer Wirklichkeit lernten wir kennen: die Lazarettatmosphäre, damals nämlich, als die drei kombinierten Injektionen gegen Typhus, Paratyphus und Tetanus verabfolgt wurden. Für manchen war das wie vor einem Sturmangriff: dieses Warten, bis man, auf der Bank rittlings nachrutschend, plötzlich vor dem Mann in den Landesfarben sass – weisser Kittel, blutbespritzt. Und dieser Gott der Schlacht, dieser Schlächtergott, hielt bereits die Spritze federnd in der Hand, um sie wie einen Pfeil in die Brust des Helden zu jagen. Die Szene bekam noch dadurch Dokumentarcharakter, als tatsächlich hie und da einer auf einer Bahre weggetragen werden musste. Na-

men *zu* nennen, verbietet die Höflichkeit. Doch jener war auch darunter, der seinerzeit beim Bestimmen der Blutgruppe wie ein Sack umfiel, als er das schrotkugelchengrosse Tröpfchen Blut auf seiner Fingerkuppe erblickte.

Der Schreck hatte aber auch sein Gutes, denn drei Tage durften wir das Stroh hüten und wissenschaftlich die langsam sich einstellenden Symptome studieren, zu denen auch das sonderbare Phänomen gehörte, dass dem einen und andern derartige Geschwülsten aus der Brust herauswuchsen, dass der Witz vom Übertritt in den FHD oder vom zu fassenden Armee-Büstenhalter fällig war. Einige dachten bereits darüber nach, wo und wie er bei einer Inspektion in der Auslegeordnung unterzubringen wäre.

Inspektion – Inspiration

Inspektionen sind militärische Feierstunden – nicht für die Inspizierten, versteht sich. Aber sonst muss es schön sein, auf der reichen Klaviatur der Prüfungsorgel zu spielen. Unglaublich übrigens, was sich alles ins Vorgesetztenauge fassen lässt: Mann, Ausrüstung, Funktion, und alles nach Dutzenden von Gesichtspunkten.

Am friedlichsten waren jene Inspektionen, wo sozusagen Inventur dessen gemacht wurde, was zum tragbaren Hausrat des Soldaten gehört.

Man hat die Auslegeordnung gemacht, wie immer mit demselben Erstaunen darüber, wie reichhaltig sie ist. Und was für ein

Ästhet muss jener Mann gewesen sein, der den Grundplan schuf, nach welchem die Gamelle mit dreingestecktem Deckel da, die Feldflasche mit gezogenem Zapfen und danebengestelltem Becher dort zu stehen hat, nicht zu vergessen Schuhe, Mannsputzzeug, Gewehrputzzeug, Brotsack, Besteck. . . alles am genau vorgeschriebenen Platz.

Endlich ist's dann soweit: man darf auf schneidigen Befehl des Wachtmeisters in den Senkel fahren, um dem Chef nach Vorschrift gemeldet zu werden. Und wieder einmal stehen wir da wie eingerammte Pfähle, Gesässmuskeln (scheinbar) zu Stahlwülsten gespannt. (In der Rekrutenschule wurden sie von Aufsehernaturen manchmal sogar befangert.) Uns aber glaubte man auf blossen Anblick hin. Der Chef hatte ganz allgemein unbegrenztes Vertrauen zu uns, das wir denn auch nur selten und wenn schon, mässig missbrauchten.

Ein rollendes «Ruhn!» liess uns, als hätte man plötzlich der Wirbelsäule zwei, drei Ringe weggenommen, zusammensacken. In wohliger Entspannung sahen wir dem Examen entgegen, und sahen nun plötzlich auch, dass wir ja vor dem Oberleutnant des Gases standen, der offensichtlich schnell für den unsern eingesprungen sein musste.

Auch er war nicht als Unmensch bekannt. Doch wussten wir noch nicht, was ihm persönlich eine Inspektion bedeutete. Ob er diesbezüglich ein Gourmet sei, sie voll auszukosten. Ein bisschen Vorsicht war am Platz.

Bald sind wir schon mitten drin. Ein Bild zum Einrahmen: jeder steht da und streckt etwas in die Luft hinaus, davor und manchmal ganz nahe prüfende Augen. Beflissen daneben, je ein Milchbüchlein in der Hand, die beiden vom Kader, blitzartig bereit, Eintragungen zu machen, die allenfalls eine Nachinspektion zur Folge haben können und damit Ausfall des Ausgangs. Kommen auf ihrem gemessenen Gang die Herren nun zum Gefreiten Rüd. Der hält ergeben den Brotsack hin. Dieser wird beschnüffelt, ja sogar etwas beargwöhnt, was eine genauere Untersuchung rechtfertigt. Greift die behandschuhte Hand ins dunkle Innere des Sackes, kommt wieder zum Vorschein – und zwischen Daumen und Zeigfinger schimmert es, nur wenig vom Ton des feinen Leders abgehoben, wie, ja so wie Bernstein. «Was ist das?» lautet die verhältnismässig scharf akzentuierte Frage. In vorbildlicher Lautstärke, an der es bei ihm nie mangelt, meldet der Angesprochene unerschütterlich, von einer Inspiration heimgesucht: «Parmesan, Herr Oberleutnant.» Wir andern wissen im Augenblick nicht genau, wie das zu nehmen und vor allem, wie zu reagieren ist. Aber ungefragt, was nicht ganz korrekt ist, kommt sogleich auch die Erklärung: «Ist eigentlich ganz gewöhnlicher Emmentaler, zeigt aber durch die lange Lagerung den bekannten Parmesan-Effekt.»

Kleine Pause. Dann erstes Gelächter. Noch vor dem Gebrüll fängt sich der Oberleutnant auf: «Lachen gestattet!»

Lachen ist eine Waffe.

Manchmal aber konnte einem das Lachen zunächst auch im Halse steckenbleiben, wie damals, als jene drei Worte erklangen, die man noch nie vorher in unserer Armee gehört hatte, auch seither nicht hörte und wohl nie mehr hören wird.

Drei Worte – niemals vergessen

Im Bataillonsbüro, wo sonst Stoll sich seine Vorgesetzten in Abhängigkeit hielt, sassen wir andern zwei, abkommandiert, um unsere Schreibfähigkeiten in den Dienst des auf die Nacht angesagten Manövers zu stellen. Es war entsetzlich ungemütlich. Wie immer vor grossen Ereignissen. Zudem war es ein Korpsmanöver. Da steht auch für einen Major allerhand auf dem Spiel. Das merkten alle auf der Stufenleiter bis hinunter zu den untersten Sprossen. Wir schrieben ununterbrochen auf Formulare, Listen und sonstige Blätter; wir suchten Karten und Kompass, Lampen und Landjäger zusammen für unsere unmittelbaren Vorgesetzten. Die Türe ging ständig auf und zu, und vor lauter Melden und Absätzezusammenknallen war an eine normale Unterhaltung von Mensch zu Mensch nicht mehr zu denken. Von der Musse eines Militärbüros an einem Sonntagnachmittag bei Urlaub keine Spur.

Kamerad Miggel zur Seite war gereizt. Er hatte eine Zurechtweisung zu verwinden – aber der Oberleutnant war im Recht gewesen. Wieder einmal. Auch hatte der Angefahrene vom auf-

merksamen Wachtmeister ein Schanzwerkzeug aufgeschwätzt bekommen. Ausgerechnet er, wo es doch noch andere Anwärter auf solche zusätzlichen Lasten gab, die so auffällig unbequem zu tragen waren. Das nagte an seiner Ehre. Und nun kam noch der Major mit etwas. Dieser Kommandant war uns nur vorübergehend zugeteilt, aber bereits durch seine alle strapazierende Tüchtigkeit aufgefallen. Dazu gehörte nun wohl auch, dass er die Schreibmaschine im Manöver dabei haben wollte, nicht etwa um damit Maschinengewehrfeuer zu markieren, sondern um Befehle und Rapporte besonders deutlich und eindrücklich schreiben zu lassen. Und der mit dem Schanzwerkzeug wurde nun auch noch würdig erachtet, diese Maschine ins Gelände tragen zu dürfen. Ob im Tornister, Brotsack oder am Ceinturon, davon war nicht die Rede. Das war ganz der Inspiration des Füsiliers überlassen. Dieser aber kam dem allem zuvor. Er straffte sich und sagte mit tiefer, sonorer, weittragender und suggestiver Stimme drei, nur drei, aber für Soldatenohren unvergessliche Worte: «Niemals, Herr Major!» Und das in Sekundenschnelle nach dem an ihn ergangenen Befehl. Wir paar Gestalten, die es in der Nähe hörten, erstarrten. Für einen Augenblick stand die Zeit – zumindest die Dienstzeit – still. Als sie sich wieder in Gang setzte, war der Major bereits bei der Türe und gleich darauf im Nebenraum, seinem engern Büro, verschwunden.

Unsere Verblüffung war komplett. Nur er selbst, der Mann, der die Schreibmaschine nicht wollte, zeigte sich ganz natürlich.

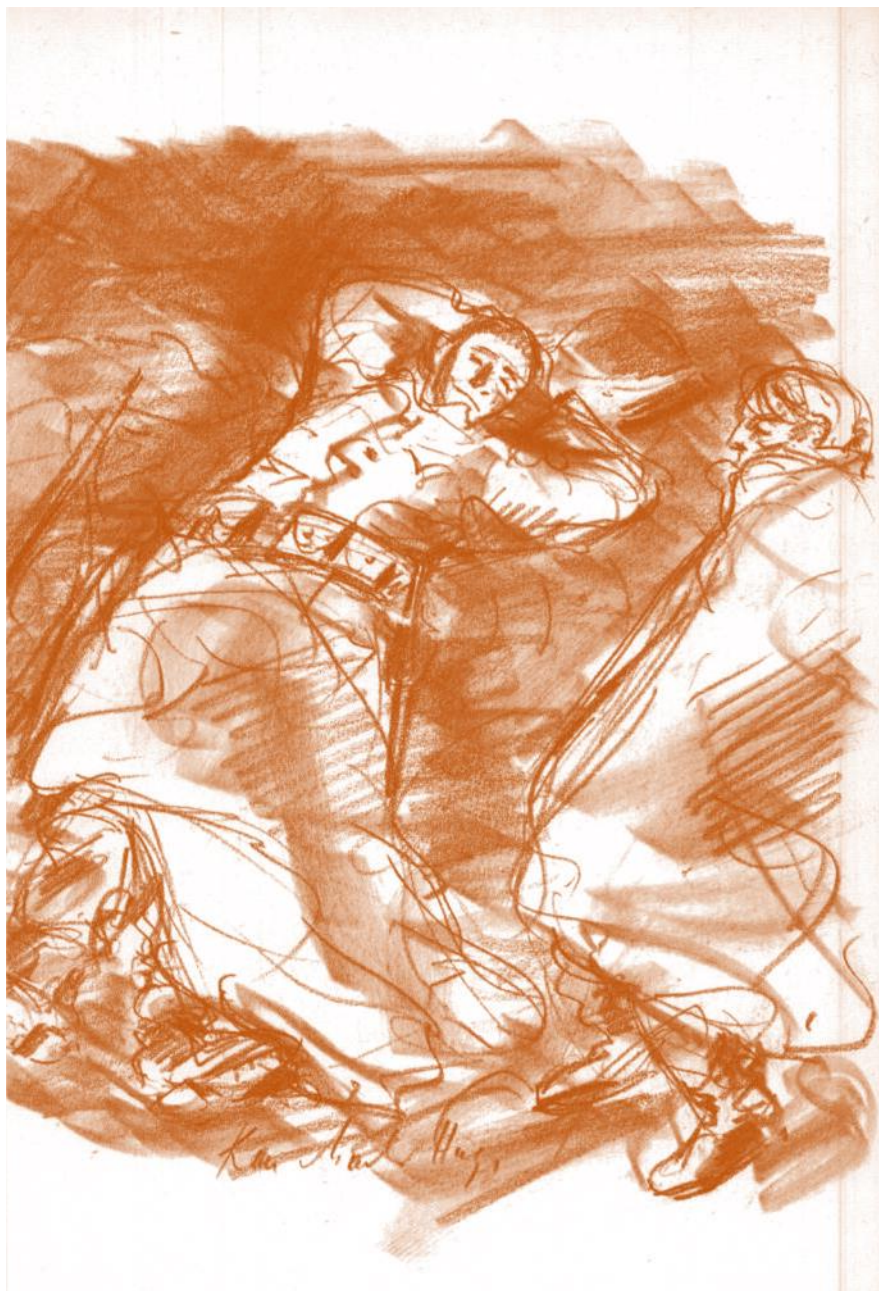
Ohne Triumph, ohne Angst. Nur zufrieden. Die Sache war für ihn erledigt.

Die psychologische Deutung des Falles ist nicht leicht. Man könnte so argumentieren, dass diese eklatante Befehlsverweigerung von solchem Zuschnitt war, dass sie – militärisch gesehen – einfach nicht wahr sein konnte. Deshalb wohl hatte sie der Major auch ignoriert. Sie schlug sozusagen dialektisch ins Gegenteil um: in vollkommenen Respekt. Sie setzte voraus, dass der Höhere Sinn für feinsten Humor haben und von überlegener Weisheit sein musste. Anders lässt sich ja das Verhalten des im Übrigen mustergültigen Soldaten vor einem Vorgesetzten nicht erklären. Seltsam war nur, dass die Schreibmaschine dann doch nicht auf ihre Feldtüchtigkeit geprüft wurde. Das trotzdem für unsere Division günstig verlaufene Manöver fand ohne ihre Mithilfe statt, und der auf ihr hämmern sollte, musste dafür ausgiebig vor dem nächtlichen Gefechtsstand Wache stehn.

Wach sein ist alles

Wach sein ist alles, Wache sein mehr: denn jenes gilt auch zivil und ist damit abgewertet, dieses nur dienstlich, und «Dienst ist Dienst», wie die eherne Identitätsformel hiess.

Wachheit, dein Name ist Mann! Selbst kleinste Verstösse dagegen wurden schwer geahndet. Mit Recht. Und die Versuchung



Käthe Kollwitz, 1898

war gross, manchmal schwach in den Beinen zu werden: etwa sich morgens um zwei Uhr nur für einen geschlossenen Augenblick an eine Wand zu lehnen oder sich schnell auf einen Stuhl in der nahen Gartenwirtschaft zu setzen und dann in beiden Fällen plötzlich im Kies am Boden aufzuwachen, weil man in derselben Sekunde der Versuchung schon eingeschlafen, zugleich umgefallen und auch wieder erwacht ist. Selbst diesen leichteren Schock verwand man lange nicht. Schwerere fast nie. Von solchen kann hier nicht die Rede sein.

Sonst war damals die Wache – jene der ruhigeren Zeiten natürlich, wo weder Manöver volle Aufmerksamkeit verlangten noch allgemeine Bedrohung in der Luft lag – etwas für poetische Seelen. Eine Mitternachtswache zu schieben, am Himmel die Sternbilder zusammenzusetzen, auf die seltsamen Geräusche eines schlafenden Dorfes zu lauschen: Hunde heulen sich von Gehöft zu Gehöft Botschaften zu; Ketten rasseln in Ställen; ein Brunnen rauscht an einem endlosen Faden; aus Schulzimmerfenstern schnarcht es und raschelt Stroh; eine Katze sitzt plötzlich miauend zu unsern Füßen; ein Offizier mit unbeschränktem Ausgang knallt seine Stiefel durch die einsame Gegend; in der Ferne kurztaktiges Rollen eines Güterzuges; dann die Signalglocke vom Bahnhof her kurz nach dem intermittierenden Pfiff der Lokomotive – dies alles und noch vieles dazu sei, sagten einige Romantiker, unvergesslich. Lassen wir's ihnen. Hauptsache, die Heimat funktioniert auch in der Nacht.

Eindrücklich ist das uralte Wachzeremoniell. «Schildwachbefehl fertig.» – «Alte Wache abtreten.» – «Neue Wache patrouillieren.» Noch höre ich solche und ähnliche Formeln, die uns durch Jahre hindurch in fast gleichbleibenden Abständen verfolgten. Auch damals, als wir wieder einmal zum Wachaufzug bereitstanden.

Es war ein Marsch durchs ganze Dorf und dann den einzelnen Posten nach vorgesehen, und zwar mit Musik. Diese hatte unter Daniels, des Musikwachtmeisters Dirigentenstab den ganzen Tag im nahen Wald geübt und dabei alles Wild vertrieben. Zur Überwachung der Vorbereitungen sauste auch der derzeitige Chef heran, seines Zeichens Verleger, was für den vorliegenden Fall von ausschlaggebender Bedeutung ist.

Federnd steht er da, von Energie etwas nach vorn gedrückt. Nichts scheint seinem Blick zu entgehen, weder die zur Inspektion bereite Auslage am Boden noch der Mann dahinter. Schliesslich fragt er, um seine drohende Anwesenheit noch zu unterstreichen, mit schneidender Stimme: «Ist alles in Ordnung?»

Eine Antwort wurde nicht von einem Soldaten erwartet, sondern allenfalls von einem der Unteroffiziere, die sich um uns bemühten. Stand da aber auch der Soldat mit der Karabinernummer 140'456 in der Reihe. Dieser machte mitunter Reime, auch unge reimte. Wie diesmal. Denn in fugenlosem Anschluss an die eher rhetorisch gemeinte Frage «Ist alles in Ordnung?» brüllte dieser

verrückte Hund im selben Tonfall und in selber Lautstärke die beiden folgenden Worte in den Abend hinaus und über den weiten Schulhofplatz hin: «.. und Schicksal.»

Erste Wirkung: erstarren aller in die Angelegenheit Verwickelten. Dann geradezu wotanisch verzerrtes Gesicht des galonierten Mannes, der mit unheimlicher Präzision sein sicheres Opfer (wie er meinte) ins Fadenkreuz eines Blickes nahm, dem entlang er Vorwärtsstürzen wollte – und in der letzten noch möglichen Zehntelssekunde stoppte, etwas erstaunt um sich sah, als hätte jemand seinen Namen gerufen, und dann rechtsumkehrt wegging.

Allgemeine Verblüffung. Doch die Erklärung dieses sonderbaren Phänomens ist einfach. Denn, ‚Ordnung und Schicksal‘ heisst – im genauen Wortlaut damals je zur Hälfte von Offizier und Soldat zitiert – eine Erzählung aus dem Aktivdienst von Gottlieb Heinrich Heer; der Verleger des Buches aber war der Herr Oberleutnant selbst. Ihm müssen die drei Worte wie ein Reklamevers im Ohr geklungen haben. Klar, dass ihm nichts anderes übrigblieb, als sich schleunigst zu entfernen. Konnte er denn einen so aufmerksamen Soldaten abkanzeln, der sich für ein von seinem Vorgesetzten verlegtes Werk einsetzte? Immerhin soll dann später während einer Unterredung von Mann zu Mann das freundliche Wort ‚Mistbock‘ gefallen sein, von Seiten des Höheren natürlich, jenes einfallreichen Mannes, dem wir auch eine phantasievolle Bereicherung der Gasmaskerade zu verdanken hatten.

Gasmaskerade

Noch höre ich das durch Vakuumwirkung verursachte Pfeifen, das entstand, als beim Fassen des Korpsmaterials die bereitgestellten Blechtonnen geöffnet wurden. Sie enthielten die Gasmasken. Dieser Ton, der auf Luftmangel oder Atembeschwerden schliessen liess, war für die ganze Sache symptomatisch und sollte uns durch Jahre hindurch verfolgen.

Die Verwandlung in die Gerüsselten (die in diesem Zusammenhang oft auch die Gerüffelten waren) hatte anfänglich ihren Spass. Er verlor sich spätestens bei den Prüfungen in der Gaskammer, wenn die Maske nicht satt am Gesicht klebte, zu welchem Zweck es stets aalglatt rasiert sein musste, und es als Folge davon im Nasen-Rachen-Raum entsetzlich zu kratzen begann. Ein beliebtes Kinderspiel bestand darin, einander den Schlauch zuzuklemmen, bis einem der Kopf zu platzen drohte. Dann die Geschwindigkeitsrekorde, die man einzeln oder zugsweise im An- und Abziehen dieser aus lauter lahm herabhängenden Teilen bestehenden Gesichtsmaske hätte aufstellen sollen. Sie bereitete uns überhaupt viel Ärger, musste sie doch meistens neben allem übrigen ‚auf dem Mann‘ sein.

Sie bei der Zimmertour zu tragen, war streng verboten, mochte es noch so unhygienisch stieben, wenn die Spezialisten in diesem Fach in unglaublich kurzer Zeit allen Kehrlicht unter die Tornister wischten oder sonst wohin, wo man ihn auf den ersten Blick nicht

sehen konnte (was in den meisten Fällen genügte). Denn eben Staub sollte nicht die Filter verkleben. Einmal aber leistete die Maske, leider wieder verbotenerweise, uns einen wirklich hilfreichen Dienst, damals nämlich, als wir uns mit einem Feuerchen auftauen wollten, und zwar wegen der grausigen Kälte im Zelt. Ein paar Hölzchen hatten wir bereits unterm Schnee hervorgekratzt. Schon lief uns rötlicher Schein übers Gesicht. Doch bald durchwölkte er sich mit grünlichem Qualm. Schliesslich waren wir gezwungen, die Köpfe ganz auf den Boden zu ducken, wo noch eine schmale sauerstoffhaltige Zone hinlief. Doch wurde sie immer kleiner. Kurz vor dem drohenden Erstickungstod riss einer die Gasmaske aus dem Sack, zwängte sich hustend hinein und verschwand im Rauch, um wieder rechten Zug in die Flammen zu bringen. Was ihm auch, zu unserer Rettung, in kurzer Zeit gelang.

Eine Gasmaskerade ganz grossen Stils fand damals statt, als der Befehl kam, mit Rüssel und Fahrrad am Dorfausgang beim Beginn der Steigung anzutreten. Uns blieb schon bei der reinen Vorstellung des Kommenden der Schnauf weg. Diese Bedrückung gebar denn auch den genialen Einfall. Wie beim Numerieren ging's vom einen zum andern: ein genügend langes Hölzchen zwischen die Zähne nehmen und damit das Ventilscheibchen nach aussen stossen, um die frische Luft direkt und nicht über den hemmenden Filter einzusaugen – eine ganz erhebliche Erleichterung. Nur dem Chef sagten wir es natürlich nicht.

Als wir am Ziel – mit triefenden Gesichtern, aber verhältnismässig munter – schräg *zu* ihm hinblickten, sahen wir entsetzt, dass er grün angelaufen und nur knapp einem Kollaps entgangen war. Wir zeigten Anteilnahme und fuhren dann, den Zugsmarsch pfeifend, mit ihm, der stumm vorauspedalste, zurück ins Kantonement. Er muss bestimmt auf seine unwahrscheinlich leistungsfähigen Kerle, reinste Lungenprotzen, die sowohl dicke wie trockene Luft verarbeiteten, sehr stolz gewesen sein.

Die Übung wurde nie wiederholt.

Dicke Luft – trockene Luft

Wenn man als Soldat irgendwo in wohlthuender Ruhe angelehnt steht und es kommt in forschem Tempo von weitem etwas höher Uniformiertes daher, es genügt schon ein Korporal: dann ist es höchste Zeit, zu verschwinden, und zwar so, dass es nicht nach Abschleichen, sondern allenfalls nach dienstlicher Obliegenheit aussieht, als müsste man beispielsweise noch schnell dem Chef das Fahrrad flicken. Man kann jede Wette eingehen, sogar um die ganze Vollpackung, dass dieser heranrückende Mann ein Opfer sucht. Frohe Botschaften – wie Urlaubs Verlängerung, Vorverlegen des Hauptverlesens mit anschliessendem Ausgang, Ansetzen der Tagwache auf 8 Uhr, Ausfallen einer Inspektion – werden nie mit solch eifrigen Schritten überbracht.

Manchmal kann man selbst dann noch dem Unheil entwischen, wenn der suchende Mann uns bereits ins Auge gefasst hat und für würdig befinden will, als Ordonnanz auf eine nächtliche Offizierspatrouille zu gehen oder bis um Mitternacht im Magazin Maschinengewehrgurten abzufüllen oder im Scheibenstand Hülsen zusammenzulesen oder in der Küche Kartoffeln zu spitzen und Randen zu schälen – stundenlang. Nur glaubwürdig machen können, dass man bereits einen Auftrag habe: mit dem Feldprediger zusammen für den Sonntag einen geeigneten Platz zu suchen, dem Feldweibel die Nummern aller Feldstecher zusammenzustellen.

Wem da nicht gleich etwas Plausibles einfällt, ist verloren, manchmal aber auch dann, wenn's ihm eingefallen, doch nicht abgenommen worden ist. Dann schickt man sich eben darein mit dem Gleichmut dessen, den im Grunde genommen nichts mehr erschüttern kann, weil er es längst gewohnt ist.

Ein Laie könnte nun in Unkenntnis der soldatischen Welt und ihrer Gepflogenheiten einwenden, es sei unkameradschaftlich, sich zu drücken und aus dem Staube zu machen oder nur schon machen zu wollen. Aber das trifft die Sache nicht. Das Abschleichen ist sozusagen Ehrensache und ein soldatischer Wert an sich: denn nur gute Soldaten beherrschen die hohe Kunst, abzuschleichen, und zwar mit Stil. Da es aber mehr gute als andere Soldaten gibt und die befohlenen Arbeiten trotz allem getan werden müs-

sen, erwischt es mit der Zeit alle gleichmässig. Sollte dabei der eine oder andere zu seinem Nachteil etwas mehr bevorzugt werden, ist er eben ein noch nicht ganz guter Soldat, und dann geschieht ihm recht.

Es war ein schöner Spätnachmittag im Herbst, als es uns zwei ereilte. Nichts mit Einrücken ins friedliche Kantonnement zu anregenden Gesprächen während des inneren Dienstes. Wir wurden nämlich plötzlich durch einen bis jetzt aufgesparten Befehl des Wachtmeisters von der gemütlichen Marschkolonne knapp vor dem Dorf abgezweigt, versehen mit dem Auftrag, im Hof der Spinnerei einen Fourgon zu waschen. Dem schadenfrohen Gewieher der Kameraden begegneten wir mit Haltung, indem wir durchblicken liessen, es werde wohl dort schon eine Möglichkeit geben, einen zu genehmigen, als wären Spinnereien mit einem Wirthaus gekoppelt. Mit einem Wort: die Sache gefiel uns nicht.

So schrubbten wir denn also bald an Speichen, Deichsel, Brücke und allem übrigen herum, woraus ein Wagen zusammengesetzt ist, sehr darauf bedacht, uns mit dem verdammten Wasserschlauch nicht allzu sehr vollzuspritzen.

Genau zu dem Zeitpunkt, als wir es geschafft hatten und nun auf eigene Faust den Rückzug antreten wollten, sahen wir auf der linealgeraden Strasse einen uns bekannt erscheinenden Radfahrer auf die Spinnerei lostreten. Wir wussten es sofort: der Wachtmeister wird uns zu allem hinzu nun auch noch den Befehl geben,

den Karren zum weitab gelegenen Wagenpark zu schieben. Wenn wir dem entgehen wollten, war es allerhöchste Zeit. Wir waren bestimmt schon eingesehen worden. Aber wie vom Erdboden verschwinden, ohne zu Luft zu werden? Immerhin waren wir bereits instinktiv hinter den Wagen in Deckung getreten – und da sahen wir die schmale Eisentüre in der Hauswand, das heisst, als wir sie sahen, waren wir eigentlich schon hinter ihr verschwunden. Durch ein kleines verglastes Guckloch erblickten wir kurz darauf den, der uns suchte, ganz nahe. Masslos verblüfft umkreiste er das in blanker Schönheit strahlende Gefährt, um den beiden Wagenwäschern den Dank der Armee abzustatten. Aber er fand sie nicht. Er schaute unter den Wagen, in die Kiste unter dem Bock, ja sogar in die Naben hinein. In uns unverständlicher Weise rüttelte er auch an der Deichsel, dass die beiden Halteketten rasselten. Hoffte er, wir würden aus einem Astloch herausfallen? Darauf inspizierte er die fensterlose Hauswand, an der die rostige Türe, die ohnehin weder auf einen normalen Eingang noch Durchgang schliessen liess, nicht auffiel.

Diesem Schauspiel sahen wir abwechselnden Auges mit unendlichem Vergnügen zu, bis, ja bis wir es merkten und immer mehr merkten, je mehr die Spannung in uns abklang: wir waren in einen Trocknungsraum geraten und schwitzten bereits sauna-oder, es muss gesagt sein, saumässig. Uns war fast zumute wie

den apokryphen biblischen Männern im Feuerofen, nur dass wir nicht sangen. Die Kehlen wären ohnehin dazu, im Gegensatz zu allem übrigen an uns, zu ausgetrocknet gewesen. Zunächst half Gelächter über diese Panne in unserem Plan hinweg. Als es uns aber immer reissender über den Rücken und beissender in die Augen zu rinnen und dazu der Kopf aufzuquellen begann (oder einzuschumpfen; es festzustellen, war bei behindertem Denkvermögen schwer), nahm der Spass ein Ende. Wir mussten hinaus, und zwar schnell. Aber der draussen hatte es immer noch nicht aufgegeben, uns in irgendeiner Ritze zu finden. Immerhin strebte er jetzt, ratlos das Rad vor sich her stossend, der Mitte des Hofes zu, offensichtlich deshalb, um einen grossem Überblick zu bekommen. Doch auch der half nichts, und endlich stiess er ab. Aber erst, als wir ihn auf der Landstrasse nur noch als kleinen schwankenden Punkt sahen, entwichen wir der Hölle, um nach dem Gesetz der Dialektik augenblicklich von einem entsetzlichen Geschlotter gepackt zu werden, was uns aber trotzdem nicht hinderte, im Tempo 115/120 dem Dorf zuzustreben und in die erste mögliche Beiz zu stürzen, um dort zuerst gegen die ausgestandenen Hitzequalen eine kühle Stange Hell und hernach gegen das acherontische Frösteln einen heissen Grog zu kippen. Es half in beiden Fällen und gab uns die weggeschmolzene Selbstsicherheit wieder. Sie setzte uns dann instand, nach dem Erscheinen auf dem Appellplatz gelassen festzustellen, wir hätten ununterbrochen bis

jetzt, wie befohlen, geschuftet. Der Wachtmeister, auf dessen vorsorglichen Befehl bereits zwei Ersatzabschlepper weggeschickt worden waren, sagte kein Wort. Er sah uns nur seltsam nachdenklich an, als wären wir Spiritisten gewesen, die nach eigenem Gutdünken vom Erdboden verschwinden können. Vielleicht wäre ihm diese Beunruhigung erspart geblieben, wenn er nach Freiwilligen gefragt hätte; frühere Erfahrungen mit dieser Methode mochten ihn aber davon abgehalten haben.

Vom Segen der Freiwilligkeit

Freiwilligkeit gehörte im Dienst damals eher zu den seltenen Ausnahmen. Wir waren so vom Soldatischen durchdrungen, dass wir nur auf Befehl handelten. Jene, die dazu befugt waren, befahlen ja so gern. Diese Freude durfte man ihnen nicht dadurch nehmen, dass man einem ihrer Befehle durch Freiwilligkeit zuvor kam – eine negative Befehlsverweigerung!

Nichtsdestoweniger sollte einmal die Freiwilligkeit zweien von uns zum Segen gereichen. Die Kompanie war in den neuen Unterkunftsartort eingerückt und durfte im geräumigen Dachstock eines uralten Gasthauses Quartier beziehen. Ein vorläufiger Augenschein, unbemerkt noch vor der offiziellen Übernahme und in der Absicht unternommen, dabei gleich für unsern Zug eine günstige Ecke zu belegen, hatte genügt: es starrte alles vor Dreck, die

Spinnweben hingen wie Theatervorhänge von den Balken. Ein Stall des Augias; den ausmisten helfen: entsetzlich.

Schlich da aber glücklicherweise der Wachtmeister umher mit dem typischen Blick dessen, der Opfer sucht, und er suchte sie, liess sich erraten, für die Wache. Ihn erfasste nun, nachdem er endlich den Wunsch, auf die Wache gehen zu dürfen, richtig verstanden hatte, massloses Staunen. «Was», musste er sich gedacht haben, «was ist in diesen Mann gefahren, gerade in diesen?» Doch es ging zugleich ein Leuchten über sein Gesicht: da tat einer aus seiner Zucht aus freien Stücken etwas Selbstloses, Erhebendes, Schönes. Ein gewisses Misstrauen, das immerhin den mittleren Teil seiner Stirn furchte, schwand, als ihm gleich noch der Name des anerkannt meisterlichsten Abschleichers als der eines weitem damit einverstandenen Kandidaten für den ehrenvollen Wachtdienst genannt wurde. Freudig notierte er die beiden. Da ging es offensichtlich um ernsthafte Einkehr.

Wir zwei kehrten denn auch mit noch ein paar andern Glücklichen im Wachtlokal ein. Bald darauf standen wir schon auf unseren Posten und konnten von weitem zusehen, eben zusehen konnten wir, zusehen immer wieder im Rhythmus der Ablösungen, wie da die Kulis schufteten, um die Herkulesarbeit zu vollbringen. Korb um Korb schleppten sie Dreck heraus, bestäubt, verschmiert, mit schwarzen Nasenlöchern; Kübel um Kübel Wasser trugen sie, nass und müde, hinein, um Böden und Wände zu

schrubben. Stundenlang, während wir ruhig und sauber unseren Dienst versahen und uns nicht einmal um den entschwundenen Ausgang grämen mussten, weil es gar keinen gab. Das wertete die Wache weiter auf.

Kamerad Abschleicher war zunächst entsetzlich muff gewesen, als er erfuhr, man habe ihn absichtlich mit Grad und Namen angegeben. Doch es sprach für seine Durchgeseuchtheit als Soldat, dass er, kaum ein paar Sekunden auf Posten, schon im Bilde war. Er hielt denn auch mit anerkennenden Worten nicht zurück. Er nenne es neidlos ein Meisterstück an taktischer Einschätzung einer militärischen Lage. Auch dem Wachtmeister war inzwischen ein Licht aufgegangen. In ihm kämpften zwei Gefühle um die Vorherrschaft, das der Enttäuschung mit jenem der Anerkennung, die jeder richtigen Beurteilung einer neuen Situation gebührt, denn das gehörte ja schliesslich zur vornehmsten der soldatischen Tugenden. Die Anerkennung obsiegte.

Unter den obwaltenden Umständen beklagten wir uns nicht über das Wachtlokal, wo in einer Ecke Säcke voll Schweinefutter (kleine dürre Fischchen in Kleie) standen und stanken, und vor dem Fenster wühlten Schweine im Dreck. Jedesmal, wenn wir beim Essen Abfälle einfach so hinter uns warfen, ging dort unten das Gegrunze und Gequieke los. Es war mit einem Wort sauglatt. So sollte auch dieser ganze Ablösungsdienst werden, während welchem der Chef jenes



bereits irgendwo erwähnte Ross abschoss, einer einen Gewehrkolben abknellte, ein anderer ein Fahrrad zusammenritt und noch einer, den Waffenrock auf dem Gepäckträger anstatt am Mann, quer durchs Gesichtsfeld des Regimentskommandanten fuhr und damit nicht nur dessen entsetzlich rüffelnde Beredsamkeit auslöste, sondern auch den ganzen Zug in Misskredit brachte.

Eine andere Freiwilligkeit, das sei auch noch erwähnt, war un diskutierbare Selbstverständlichkeit. Schauplatz: Kommandoposten im Hinterzimmer beim Dorfnotar. Der Chef studiert die Karte, die für ihn keine Geheimnisse besitzt; die Zeichner zeichnen, die Schreiber schreiben, die Läufer harren und die Beobachtergruppe beobachtet – nicht, noch nicht. Die Türe fliegt auf, und ruckzuck stehen alle wie am Boden angefroren vor dem Obersten, der verbissen die Meldung des Chefs entgegennimmt und diesen gleich eine Menge fragt, aber dabei knapp und sachlich bedient wird, während unsere Emsigkeit um Grade zugenommen hat. Er will aber auch noch wissen, wo der Beobachtungsposten, den er suche, eingerichtet sei – dabei stehen die mit dem Scheinfernrohr dicht hinter seinem Rücken. Aber der Chef, den nichts beirren kann, hält dem Obersten die Karte hin, auf der er im Augenblick den erfragten Punkt auswählt und bezeichnet. Aber nicht nur der Kommandant nimmt nickend davon Kenntnis, sondern diskret aus dem Hintergrund auch der zunächst stehende Mann der Beobachtergruppe, die darauf sofort unauffällig verschwindet, vom verstehenden Blick des Chefs begleitet.

Kurz danach bediente sich der Regimentskommandant mit aller Aufmerksamkeit am angegebenen Punkt des ausgezeichnet platzierten Fernrohrs.

In einem ‚Militärischen Ratgeber‘, wenn es den gäbe, müsste also stehen: Achte stets darauf, was dein Vorgesetzter zu tun gewillt oder zu vergessen im Begriff ist.

Militärischer Ratgeber

Wären wir damals danach gefragt worden, wie man am ungeschorensten durch den militärischen Alltag komme, hätten wir vielleicht aus unserem reichen Erfahrungsschatz zu dem hinzu, was davon da und dort in diesen Erinnerungen steht und aus den geschilderten Verhaltensweisen abzulesen ist, noch einiges mehr verraten.

Vor allem galt: schaff dir einen Pinsel an, der in der Brusttasche Platz hat, also einen von mittlerer Grösse, dessen Haare etwa vier Zentimeter lang sind und eine flache Breite von anderthalb Zentimetern bilden. Es ist, gemessen am Effekt, den seine Handhabung zeitigte, unerfindlich, weshalb er nicht als Ordonnanz erklärt wurde. Sollte da Absicht dahinter gesteckt haben? Denn mit dem Pinsel in der Hand liess sich das Gewehr, das Bajonett und einiges andere (Gamelle, Helm) in unglaublich kurzer, also zu kurzer Zeit reinigen. Bei Rillen, Nuten, Ritzen, Hohlräumen,

Winkeln, Ecken, Löchern, Schraubenschlitzern, Knopfprägungen, Nadelöhren, Federn, Gewinden gab es für einen Pinsel keine Schwierigkeiten: das meisterte er alles spielend. Und, sehr wichtig, das sonst so schmierige Einfetten wurde zu einem – überdies materialsparenden – Vergnügen. Auch war es bei einiger Geschicklichkeit möglich, bevor die Zapfenriecher und Staubfänger allzu nahe herangerückt waren, noch schnell – Pinsel aus dem Sack! – dort darüberzufahren, wo das geboten schien. Seelenruhig konnte dann beobachtet werden, wie sie wie durch Linsen auf alle unsere Utensilien starrten: sie fanden nichts. Als aber einmal bei solchem Mikroskopieren im Verschluss eines Gewehrs ein eingeklemmtes Pinselhaar entdeckt und darob ein beträchtliches Lamento vollführt wurde, gab der Eigentümer der Waffe die sachliche Erklärung ab, es müsse ihm beim allzu nahen Betrachten des Patronenlagers und zu rasch anschliessendem Riegeln ein Wimpernhaar ausgerissen worden sein. – Die Inspektion wurde vorzeitig abgebrochen.

Wer je mit dem Pinsel zu schaffen begonnen hatte, konnte sich dienstliches Dasein nicht mehr ohne ihn denken. Ausser solchen Werkzeugen – auch alte Zahnbürsten erwiesen sich als nützlich – waren es vor allem bestimmte sichernde Massnahmen, die vieles Unangenehme erleichterten, wenn nicht gar verhinderten.

Ein schwierig zu lösendes Problem war damals, wie man sich nach dem Gefechtsabbruch mit seinem Fahrrad so rasch wie mög-

lich aus dem Staub machen konnte, um nicht im Gesamtverband, sondern individuell, das heisst in diesem Fall als Rennfahrer, in die Unterkunft zurückzugelangen. Chef und Kader waren oft wie der Teufel darauf aus, uns schön beisammen zu haben. Manchmal konnten wir auch so unter uns gleich lostreten. Mussten wir uns aber mühsam balancierend in die endlose Marschkolonnie einfügen, hiess das ein Freizeitverlust von Stunden.

Verhältnismässig leicht war die Sache, wenn man das Rad beim Ertönen der Trompete gleich zur Hand hatte. Bei einem allfälligen spätem Verhör hiess die Ausrede, man habe den Anschluss im allgemeinen Durcheinander nicht mehr gefunden und sei diszipliniert ab. Dagegen konnten sie wenig sagen. Wenn wir ja schliesslich nur am Abend beim Appell wieder vorhanden waren. Oft aber musste man den ‚Steinbrecher‘, wie die Schaukel auch hiess, irgendwo deponieren, um auf allen vieren weiter vorzurücken. Kam man dann aber zum Versteck zurück, hatte meistens ein schlauer Galonierter nach dem Recht des Stärkeren sich des Rades schon bemächtigt, um nun seinerseits, von niemand daran gehindert, abzuhaueu.

So ging das zu, bis – ja bis wir die Lösung gefunden hatten, die einfachste von der Welt: Luft raus! Wer will schon in der Hast einen (scheinbaren) Platten beheben. Wir dagegen jagten schnell ein paar Pumpenstösse hinein, und weg. Ausser Gefahr, dann noch den Rest an Luft dazu. Man war für einmal wieder davongekommen.

Gut war auch davonzukommen, wenn man sich an den Grundsatz hielt, alles, was Vorteile bot, gleich zu beziehen, vor allem den Urlaub. Nicht überlegen, nächste Woche wäre es günstiger. Wer weiss denn im Dienst, was nächste Woche ist. Sich also beim Einteilen nach Urlaubsgruppen zu jenen schlagen, die zuerst drankommen. Das galt auch für sonstwelche Gruppierungen, wo es um einen Nutzen ging. Für Soldaten stimmt nur eine Philosophie: Was man gehabt hat, hat man gehabt.

Was man aber nicht haben wollte, darum herum musste man sich zu drücken versuchen – beispielsweise am ersten Tag nach einer Verlegung. War man mit der Bahn oder auf Lastwagen hingefahren worden und dadurch ein für die Soldaten mehr oder weniger angenehmer Tag ohne Schliff und Drill draufgegangen, dann wurde diese an Ausbildung verlorene Zeit todsicher am ersten normalen Ausrückungsmorgen eingeschunden, wobei auch die Überlegung eine Rolle spielte, dass stets nach solchen Reisen, selbst wenn sie zu Fuss geschahen, die Disziplin nachlasse, also sofort wieder zu reaktivieren sei. Darauf hatte man vorbereitet zu sein. Das Beste war, sich einen Posten gesichert zu haben: als Kurier, auf der Wache, in Magazin, Büro oder Küche. Missriet der Trick, brachte einen das andere schliesslich auch nicht um. Wir sagten einfach: Kommt Zeit, kommt Rat, kommen Rat schläge.

Sie kamen auch damals, als wir so jämmerlich froren. Da machte einer beinahe jenen Scherz von der Leiter wahr, mit der

man sich – freilich ohne grosse Wirkung – zudecken könne. Er griff zwar immerhin zu einem kompakten Brett, unter das er dann kroch, um wenigstens die Wärme psychologisch zu empfinden, als blossen Druck nämlich.

Als eine weit bessere Methode, sich aufzutauen, erwies sich das mit der Kuhhaut, auf die bekanntlich nicht alles geht; ein Soldat hat aber immer Platz, und zwar umso eher, je grösser die liegende Kuh ist, auf der er, alle viere von sich gestreckt, bäuchlings schläft, während die animalische Wärme in ihn eindringt. Das Tier hat nichts dagegen. Nur dass man gelegentlich aus einem Traum in einen andern geschaukelt wird. Den nassen Kaput kann man auf ein Kälbchen legen, das ihn dann brav bis zum Morgen trocknet.

Solche nächtlichen Lager zeitigen oft die sonderbarsten Situationen. Man ist während eines Manövers durch Hintertüren ins Bauernhaus hineingelangt, nachdem der Hofhund sich mit Büchsenfleisch hat beruhigen lassen. Die heimlich gesuchte Lagerstatt findet sich in der Küche auf dem Herd. Man schliesst die Kochlöcher mit den Deckeln, holt in der Tenne einen Sack, breitet ihn darüber, spürt beim Hinaufkriechen gerade noch die Wärme und schläft bereits, schläft so lange, bis man energisch geschüttelt wird und nach langem Augenaufreissen schliesslich den Bauern erkennt, der nach der Ursache der nächtlichen Störung gesucht hat, wider Erwarten aber nun nicht aufgebracht, sondern in dem Sinne hilfreich ist, als er einen darauf aufmerksam macht, dass oben diese Nacht ein Mägdebett frei sei.

So torkelt man denn dort hinauf und kriecht, nicht eben heikel, in den Unterkleidern hinein und schläft erneut, nun aber gleich durch, so dass anderntags beim Herunterkommen die Einheit längst weg ist. Man steht vor einer jener Prüfungen, die bestanden werden müssen, um ein durchgeseuchter Soldat zu sein: nämlich sich bis zu den Eigenen durchzuschlagen, ohne auf- und vor allem nicht dem Feind in die Hände zu fallen. Liess sich auch damals, immerhin knapp, machen. Nicht so elegant und mit solch divinatorischer Sicherheit, wie das dem – nennen wir ihn – Gianini gelang, wobei zwar sozusagen nicht der Prophet zum Berg, sondern der Berg zum Propheten kam.

Ein Nachtalarm hatte uns aufgeschreckt, einer von der bösen Art, wo alles mit muss, wo die Brücken hinter einem abgebrochen werden. In einer Stunde habe der hinterste Knochen und die letzte Kiste bereit zu sein – und waren es. Worauf der nächtliche Schweigemarsch begann. Oben schlief man noch ein wenig, während es unten mechanisch lief. Bei einem Halt fiel einer von uns auf, indem er nicht auffiel, vorher aber vor Müdigkeit umgefallen war. Wird abhandengekommen sein, stellten wir sachlich fest. Das Rätsel wird sich lösen, und löste sich am andern Morgen.

Es hatte sich nur um eine grossangelegte Probe gehandelt; mit dem Gefühl, in eine altbekannte Heimat zurückzukehren, nahmen wir wieder von unserer Kegelbahn, die ein vorzügliches Kantonement darstellte, Besitz – und wen trafen wir dort schlafend in seinem unters Stroh gebohrten Schlafsack? Den Vermis-

ten natürlich. Auf unsere erstaunten Fragen, was er denn gespielt habe, sagte er nur: «Die Sache abgekürzt!» Wenn wir nun aber nicht zurückgekommen wären? Aber wir seien es eben. Aber wenn...? ‚Wenn‘ gäbe es da keine. Wissen müsse man so etwas. Und das stimmt. Im Dienst muss man vieles einfach wissen. Wissen zum Beispiel unter Umständen nicht nur, wo das Ross des Hauptmanns, sondern auch wo das ‚Rössli‘ ist.

*Dich sah ich bei den Pyramiden –
und dich im ‚Rössli‘*

Mit diesem Satz – natürlich nur mit dem ersten Teil davon – soll einst der die Truppe inspizierende Napoleon einen Soldaten begrüsst und damit seinem Ruf des alle und alles kennenden Heerführers neue magische Macht verliehen haben. Wir dagegen hörten einst während einer Internierungsaktion die Version: «Dich sah ich bei Tobruk.» Die Pyramiden stehen immerhin im selben Erdteil.

Der so sprach, war ein Australier; der Angeredete ein Engländer. Beide gehörten, als sie noch nicht Gefangene waren, zur alliierten Afrikaarmee. Sie klopfen sich nicht wild auf die Schultern. Die Begrüssung war sachlich, ohne der Herzlichkeit zu entbehren. Der Krieg und dann das Leben in Gefangenenlagern, aus denen sie jetzt beim Zusammenbruch von Italien in die Schweiz

geflohen waren, hatten offenbar in ihnen einen Gleichmut ausgebildet, der sich durch nichts erschüttern liess. Sie machten denn auch nicht den Eindruck der Niedergeschlagenheit, auch Hoffnungslosigkeit zeigten sie nicht, auch nicht Jubel darüber, nun in einem neutralen Land zu sein. Ihnen genügte, dass sie lebten, auch wenn dem einen jetzt der kühne, seitlich aufgekrempte Anzac-Hut fehlte und dem andern die Uniformknöpfe mit dem Löwenkopf längst alle verlorengegangen waren.

Von den damaligen Kämpfen sprachen sie eher wie Sportsleute, die für einmal eine Niederlage einstecken mussten. Viele von ihnen machten schon den Rückzug von Dünkirchen mit; dann gingen Griechenland, Kreta, Syrien, Libyen unter ihren marschierenden Schuhen oder unter Rädern und Raupen ihrer Wagen und Tanks hinweg, und zum Schluss lernten sie, in Fetzen gehüllt und mit beinahe blossen Füßen, auf ihrem Fluchtweg noch Fels, Firm und Gletscher kennen. Auch diese Strapazen erschütterten sie nicht, als sie ihre letzte Chance wahrnahmen.

Einem von ihnen war noch eine ganz besondere, fast unglaubliche Chance aufgespart. Als der Mann aus England nämlich beim Postbüro neben einem Schweizer Soldaten stand, der dort schrieb, fiel sein Blick während des Wartens wie zufällig auf den Tisch und dort auf einen Briefumschlag. Wohl ganz mechanisch müssen seine Augen darüber hinweggeglitten sein, bis sie – an das Bild dieser Buchstabenfolge aus glücklicheren Zeiten ge-

wöhnt – ‚London‘ lasen und dann, dadurch angeregt, auch Strasse und Hausnummer entzifferten. Seine Aufregung war so gross, was bei einem englischen Soldaten etwas heissen will, dass es einige Zeit dauerte, bis uns das Wunder begreiflich wurde. Nur ein Haus weiter, erfuhren wir, war dieser Soldat daheim, dort wohnten seine Eltern. Hastig kritzelte er ein paar Zeilen, um sie für seine Angehörigen dem Brief beilegen zu können.

P. O. W. schrieben sie hinter ihre Namen, Prisoner of War, Kriegsgefangener, mit dem Zusatz einer Ortschaft: Tobruk, Derna, Knightsbridge, Mersa Matruh, Crete... Namen entlang jenes Weges, den der Krieg durch Europa und hinüber nach Afrika genommen hatte. Für eine Weile wurden diese Namen, die wir so oft gehört und manchmal auf der Karte gesucht hatten, aus blassen Begriffen plötzlich zu fassbaren Realitäten, als die nun von allem Kriegsgeschehen erlösten Männer davon zu erzählen begannen.

Wir kamen uns dabei fast ein wenig lächerlich vor, wir verhielten Helden mit unserer Sammlung von Ortsnamen, wie Oberumzen, Untergunzen, Hinterpfeuten, Mittelgubschen, Vorderbeugen. Wir konnten, wenn im Urlaub ein uns bekannt vorkommendes Gesicht auftauchte, höchstens sagen: «Dich sah ich im Rössli!» Ganz im Innersten aber waren wir darüber gar nicht unglücklich.

«Dich sah ich...» – noch heute sehen wir immer wieder etwa einen von damals, nicht einen vom Zug (wir ‚sehen‘ uns nicht, wir treffen uns, und zwar regelmässig), sondern einen aus dem

grossen Verband der Kompanie, des Bataillons, ja des Regiments, einen Mann, mit dem man auf Grund einer Abkommandierung in eine andere Einheit oder durch sonst ein Zusammentreffen während einer militärischen Aktion irgendein Erlebnis aus dem Dienst teilt.

Steht man da vor einem Schalter und ist ein anonymer Niemand, bis – «ah, salü!» Ein paar Stichworte, ein Versuch, oft ein geglückter, und in verschimmernder Ferne sehen beide oder vermuten es *zu* sehen, was damals geschah.

Sagt da einer im Tram, man solle gefälligst aufschliessen; man mault, der Mann reagiert – «ah, salü!», und man vergisst, an seiner Haltestelle auszusteigen.

Läutet es da an der Wohnungstüre; der Monteur. «Ah, salü!», und zuerst wird eine Flasche entkorkt, erst hernach die Verstopfung in der Leitung behoben.

Hält man da in einem kleinen Städtchen einen Vortrag und sieht plötzlich im ernst dasitzenden Publikum ein unpassend grinssendes Gesicht. Was ist mit dem? – «Ah» (und «salü» mit viel Wein hernach).

Man bestellt, im Land unterwegs, in einem Wirtshaus ein Bier, und – Idealfall – «ah, salü!» Der Wirt. Man kommt sehr spät nach Hause.

Man spricht wieder einmal beim Feuilleton-Redaktor auf der grossen Zeitung vor – Wb. Aber anstatt aufs Berufliche zu kommen, baut man mit ihm, weil eben eine Militärmusik mit strassenfüllendem Tonvolumen unten vorüberzieht, ein paar Szenen

von damals zusammen, als dem schon längst vom Gewehrfett Imprägnierten eines Abends im Stroh ein Neuer, frisch ab Rekrutenschule, auffiel, der die massiven Rededuelle kurz vor dem Einschlafen mühelos durchstand. Man streift auch jene gemeinsamen abendlichen Gänge Acker- und Waldrändern entlang, wo man vom Schlaufen der zahlreichen Riemen am Tornister auf das nicht minder kunstvolle Schlaufen der Reime an Versen überging. Man erinnert sich auch der erheiternden Etikettenfragen, die sich aus dem Gradgefälle ergaben, als der Jüngere aufstieg, während der Ältere vergnügt auf allerunterster Sprosse sitzenblieb.

Wer je an solchen Gesprächen – mögen sie durch ein «ah, salü!» oder sonstwie in Gang gekommen sein – mitbeteiligt war, und zwar als einer vom Bau, weiss, dass hier ein Aussenseiter nichts zu suchen hat; er käme nicht mit, er würde nur verständnislos über diese ‚Militärköpfe‘ lächeln, eher lächeln als Frauen, die das zwar manchmal auch tun, doch im geheimen stolz auf jene sind, die immer wieder etwa sagen können: «Dich sah ich», und wenn’s auch nur «im Rössli» war; waren es aber doch die Pyramiden, dann bestimmt Gewehrpyramiden.

Wozu eine solche Pyramide ausser ihrer Aufgabe, mindestens drei Gewehren stabilen Halt zu geben, auch noch verwendet werden konnte, ist irgendwo im folgenden Abschnitt nachzulesen.

Mit der Rolleiflex auf der Rollbahn

«In den Etappen muss alles klappen», verkündet soeben ein Offizier, der von Beruf Werbeberater sein muss, einer Gruppe ächzender Gestalten, die wie Kulis die Last eines schweren Camions auf kleinere Fourgons umladen. Aus dieser Etappe, wo es tatsächlich zu klappen scheint, bringt ein Motorrad mit Seitenwagen uns beide nach vorn. Der eine zusätzlich mit einer Feder, der andere mit einem Photoapparat bewaffnet. Diese Ausrüstung nebst der Bezeichnung (Armee-reporten oben am Ärmelansatz schafft uns fast überall sofortigen Zutritt. Ein Bild mit Text in der Zeitung: das hat manches Mal die in langen Ablösungsdiensten und gottverlassenen Gegenden angegriffene Moral stärken helfen.

Von Zeit zu Zeit überholen wir Trainstaffeln, marschierende Infanterie mit Infanteriekanonen, Minenwerfern und Tankbüchsen. Es ist kalt, doch die Novembernebel des Vortages haben sich verzogen. Eine verwaschene Sonne vermag knapp noch letztes Herbstlaub zu entzünden. Plötzlich reisst unser Motorradfahrer seine Maschine herum, dass es mich fast aus der Wanne heraus und den auf dem Soziussitz fast in sie hinein schleudert, und wir holpern auf einem Feldweg. Hier in der Nähe wird für einige Zeit der neue Kommandoposten des Regiments sein, bis alles nachgezogen ist und die Spitzenverbände wieder weiter vorgestossen sind. Bei der Kiesgrube setzt ein nicht minder rassischer Stopp der Fahrt ein Ende, so dass es uns automatisch aus den Sitzen hebt.

Von hier aus müssten wir hampeln; weiter laute sein Befehl nicht. Was wir übrigens für sonderbare Brüder seien, fügt er noch misstrauisch hinzu. Armeereporter? Ob wir für den ‚Kriegsruf‘ arbeiteten. «Genau das», erklärten wir, und Kamerad Rolleiflex machte schnell eine Aufnahme von diesem wissbegierigen Mann. Die komme auf die Titelseite. Nun war er, der uns mit seiner schweren Maschine hatte imponieren wollen, der Düpierte. Als wir nach einer Weile zurückschauten, stand er immer noch sinnend neben seinem knurrenden Ungetüm. Der Gedanke, im Zusammenhang mit der Heilsarmee öffentlich genannt und gezeigt zu werden, war ihm offensichtlich unangenehm.

Nach einer halben Stunde haben wir zur Spitze eines Bataillons aufgeschlossen. Der Kommandant orientiert und weist uns weiter nach vorn, wo ein Schützenbataillon am Eindringen in die grosse Talortschaft sei. Geknatter wird bald hörbar. Flugzeuge flitzen niedrig über die Dächer. Schuhnägel kreischen auf dem harten Pflaster, Karren rumpeln, die Metallräder der Tankbüchsen raseln. Auf Transportachsen werden von Motorwagen Pontons nachgezogen. Da muss ein Fluss zu überqueren sein. Nach Kurzem halten wir an seinen Ufern, die auf unserer Seite etwas überhöht sind und gute Deckung bieten. Das ist nötig, denn jenseits liegt, in Häusern verschanzt, der Feind. Es gelingt aber doch, ein paar Laufstege zu legen und eine grössere Brücke zu schlagen. Das besorgt zunächst, behelfsmässig, die Infanterie. Nur hinüber,

so schnell und so viel wie möglich. Noch während des Ausbaus des Steges schwankt eine Einkerolonne auf schmaler Planke und durch Seil gesichert über dem Wasser. Im Ufergebüsch liegen schon beträchtliche Teile einer Schützeneinheit. Der Leutnant sieht auf die Uhr und verkündet die genaue Angriffszeit. Bis dann müssen genügend Sturmtruppen in diese Ausgangsstellung gekommen sein.

«Los!» – und mit den ersten gehen wir vor. Gleich nach dem gegenüberliegenden Uferhang ist ein weites Feld zu durchqueren, sprungweise, was uns beiden dieser Gangart Entwöhnten einige Mühe bereitet: auf, in Deckung, auf, liegen, auf. . . Dabei nicht einmal Gegenfeuer. Erst fünfzig Meter vor den ersten Häusern beginnt's, dafür aber gehörig. Mit einem Schlag ist die ganze vorderste Schützenlinie im Boden versunken, der sich als Kartoffelacker für diesen Zweck vorzüglich eignet. Von jetzt weg tragen wir Tarnanzüge.

Nach dem nächsten Sprung sausen sie aus den Hinterhalten, das hustende Maschinengewehr unterm Arm, die Maschinenpistole im Hüftanschlag, die Gewehre zum Hau-den-Lukas-Schwung bereit. «Gib dem auch noch!» wird eine riesige Gestalt ermuntert, worauf sie auf die Rolleiflex losgeht; deren Besitzer aber schießt seinerseits, weicht blitzartig aus und hat sein Hodler-Bild. Das aber ist nicht für den ‚Kriegsruf‘ bestimmt.

Da Artilleriefeuer auf der ganzen Häusergruppe lag, müssen sich die heldenhaften Verteidiger auf dringlichen Rat der

Schiedsrichter zurückziehen. Sie tun es maulend. Dafür richten wir uns hier zum weitem Vorstoss ein. Inzwischen werden hinten Kräfte nachgezogen. Die Brücke ist durch die eingetroffenen Sappeure verstärkt worden, so dass die schweren Infanteriewaffen nachfolgen können. Auch die Pontonbrücke für das noch schwerere Material geht der Vollendung entgegen, freilich unter ständiger Störung durch Flieger. Doch in den Feldern ringsum kreisen die Rohre der Flab. Wie riesige Zeigefinger sieht man sie den Flugzeugen folgen.

Da vorerst das Vorrücken stoppt, gehen wir zurück und entdecken überall Sicherungen für den Fall, dass feindliche Panzerkräfte vorn durchbrechen könnten: links und rechts der Hauptstrasse, der Rollbahn, sind Infanteriekanonen und Tankbüchsen für Nahbeschuss, Minenwerfer für Fernbeschuss in Stellung gebracht. Oft sind sie unter Netzen, Lumpen, Blechen und Stauden kaum zu erkennen.

An diesen Stellungen vorüber, die ein Zurückweichen verhindern müssen, geht pausenlos der militärische Verkehr: Truppen marschieren oder fahren, Motorradfahrer bellen mit Meldungen hin und her, Stabswagen zwingen sich durch. Kommandoposten werden nachgezogen: von den Bataillonen, vom Regiment, von der Division, wenn der Vormarsch flüssiger geworden und der Raum gesichert ist. Die Verbindungen spielen dabei weiter; denn überall laufen die Drähte der Telephone, da und dort wippen die Antennenruten der Funkgeräte. Sie sind mit ihren Mannschaften

die ausgestreckten Fühler. Beim Kommandoposten des Schützenbataillons, zu dem wir stossen, steht der Artilleriefunk. Ein Hauptmann orientiert uns über die Feuerräume. Die Geschütze stehen gegen Fliegersicht versteckt unter Obstbäumen. Die vor dem Schiessen wegzuhauenden Äste lässt man vorerst zur Tarnung noch stehen. Ausgehobene Splittergräben haben bei Bombardierungen die Mannschaft aufzunehmen. Das Feuer wird von den vorgeschobenen Artilleriebeobachtern dirigiert. Doch man erwarte demnächst einen Stellungswechsel, denn nach soeben eingetroffenen Meldungen müsse der Angriff vorn ins Rollen gekommen sein.

Wir unsererseits nahmen nun auch einen Stellungswechsel vor: Richtung Feldküche, die wir heranrumpeln hörten. Als dort für uns zunächst nichts abfallen wollte, wurden ziemlich auffällig einige Dokumentaraufnahmen der nach Grösse aufgereihten Mannschaft gemacht. Das bewirkte denn auch den erhofften Stimmungsumschwung. Diesmal hatte der listige Kollege, was er sonst in solchen Fällen meistens nur zum Schein tat, sogar richtig abgedrückt und überdies eine Gewehrpyramide, die extra hingestellt werden musste, als Stativ benützt – alles nur, um Eindruck zu machen.

Das Schiessen mit der geladenen oder ungeladenen Kamera hat übrigens, wie das mit Hilfe von Visier und Korn, seine unvorhersehbaren Schwierigkeiten. Das zeigte sich damals, als Ar-



meereporter Dölf Meier, ein sportlicher Hüne, mit seinem Kasten oben auf einer Passhöhe vor den beiden hohen in ein militärisches Gespräch vertieften Offizieren herumpfuchtelte, um sie in den Sucher zu bekommen. Doch der höhere von ihnen, der höchste der Schweiz überhaupt, der General, hatte bei dieser zwanglosen Unterhaltung mit welscher Nonchalance eine Zigarette zwischen die Lippen geklebt, während er mit beiden Händen eine offensichtlich markante Situation in der Luft umriss. Dieses Bild wollte der Armeereporter auf den Film bekommen, doch dann sah er – die Zigarette und wusste aus bereits gemachter Erfahrung sofort, dass die Zensurstelle eine solche Aufnahme nicht freigäbe. Was tut da, wenn nur wenig Zeit bleibt, ein tüchtiger helvetischer Soldat? Er meldet sich an. Also: «Herr General, darf ich Sie bitten, die Zigarette wegzulegen!» Der General zeigt, im Gegensatz zum Divisionär neben ihm, ein feines Lächeln und sagt, indem er noch schnell einen tiefen Zug tut: «Ich werde Ihnen gleich gehorchen, Gefreiter!»

Es wurde ein vorzügliches Bild.

Dass man als Armeereporter mit einem Revolver ebenso scharf schießen kann wie mit der Kamera, muss auch noch belegt werden.

Kamerad Senger und ich waren im Wallis hinter Maultieren her, um deren unvergleichliche militärische Eigenschaften im Gebirge genauer zu studieren. Noch besitze ich die ,Anleitung

zur Maultierzucht' von Dr. A. Schmid, die uns den ‚Walliser Fiat mit Zwickzündung‘ näherbringen sollte. Der Bericht ist heute noch nicht geschrieben, obwohl unser Chef vom Berichterdetachement den gleichen Namen wie obiger Maultierkenner trägt. Wir müssen HRS hier an dieser Stelle, die er wahrscheinlich lesen wird, zerknirscht um Entschuldigung bitten, ihn um die prüfende Lektüre einer spannenden Studie gebracht zu haben. Doch nicht davon sollte eigentlich die Rede sein, sondern eben vom Schiessen ohne Kamera.

Erholten wir uns da nach einem strengen Tag weit oben auf einer Alp über Gampel, in welchem Dorf übrigens jener mit sagenhafter Potenz ausgerüstete Esel lebte, auf den alle tüchtigen Maultiere als auf ihren Stammvater zurückblicken. Als ich nach einem von zoologischen Träumen belebten Schlaf endlich erwachte und den Kameraden immer noch in stärkendem Schlummer neben mir im Grase liegen sah, plagte mich plötzlich ohne zureichenden Grund die Frage, wie der sich wohl verhalte, wenn ich ihn jetzt mit einem Schuss wecken täte.

Folgendes tat er, nachdem ich knapp neben seinem rechten Ohr das Revolverkugelchen in einen dürren Kuhfladen hineingejagt hatte: er schoss augenblicklich hoch und auf die Beine, sah zum Himmel, schirmte mit der einen Hand die Augen vor der Sonne ab, während er mit der andern tief ins Blaue hineinzeigte und zwei-, dreimal hintereinander rief, jetzt habe es den dort geputzt.

Eine erstaunliche Wirkung, stellte ich fest. Als es das Ding oben am Himmel vollständig geputzt hatte, drehte er sich mir, nun völlig wach, mit dem Ruf zu: «Halt, Munitionskontrolle» – und tatsächlich hätte sie ja um ein Stück nicht gestimmt. Er war im Bild. (Die Rechnung musste dann auf dem Weg des Schwarzhandels zum Stimmen gebracht werden.)

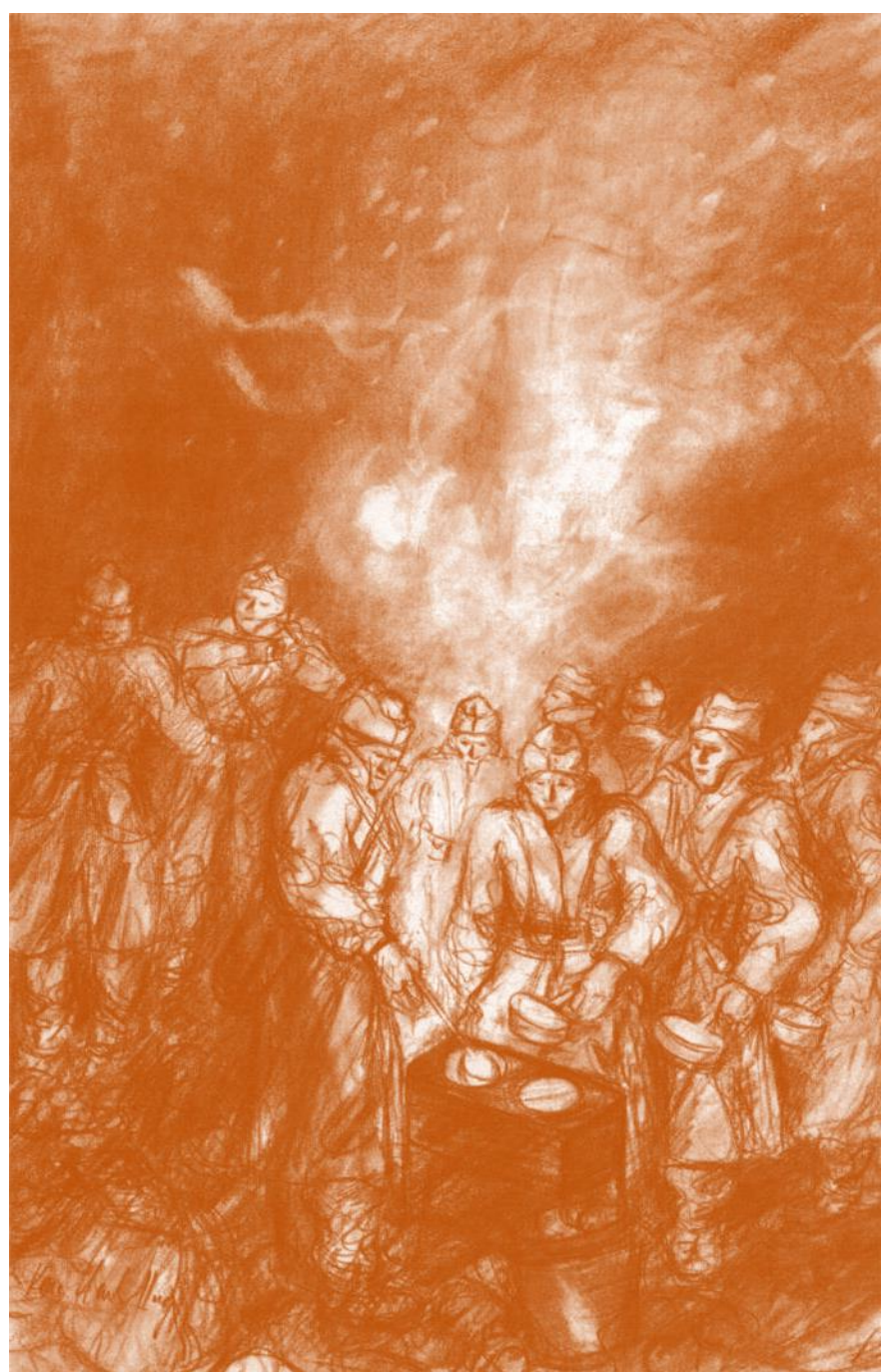
Der Schuss hatte in ihm den Traum von einem über dem Tal schwebenden Ballon ausgelöst. Da er Feinde in dessen hausgroßer Gondel vermutete, zielte, schoss und traf er. Aber schliesslich hatte ich ja meinen Kuhfladen auch nicht verfehlt. Doch kam mir dann der Schuss insofern noch teuer zu stehen, als er als Entschädigung für ausgestandenen Schreck unbedingt von mir zum Essen eingeladen sein wollte. Als ich vorschlug, wir könnten ja auch bei der Truppe in der Nähe die Armee-Escoffiers aufsuchen, winkte er ab: eine Wirtschaft, und zwar eine gute, müsse es sein, er wisse schon, wo; dort sei auch einer, und zwar ein Ess-Coffier tätig, wenn nicht sogar ein Fress-Coffier. So gingen wir denn; der Spass war das ja schliesslich auch wert.

Die Armee-Escoffiers

Der Spruch von der Liebe des Mannes, die durch den Magen geht, ist entsetzlich abgedroschen. Darf man ihn aber wieder aufwerten, indem man feststellt, die Liebe des Soldaten zum Dienst gehe denselben Weg? Ausserdem: Liebe zum Dienst – da wäre ein

neues Fragezeichen fällig. Wie sich das nun auch verhalte, es gibt auf alle Fälle das schöne Lied mit der bewegendem Frage: «Was sollen die Soldaten essen?» Die Antwort ist erwartungsgemäss sehr phantasievoll, denn Kressen sind darunter, freilich weniger durch den Appetit darauf als durch den Reimzwang bedingt. Aber im Notfall frässe der Soldat auch Kressen, lieber doch aber massivere Sachen. Das kommt vom Leben im Felde, das nur mit Hilfe kaloriesiger Mengen nahrhaften Nachschubs zur vollen Zufriedenheit der Vorgesetzten in Gang gehalten werden kann. Diesem Nachschub aber muss, damit er gut ankommt, Vorschub geleistet werden: durch jene Zubereitung, für die allein der Küchenchef verantwortlich ist – und damit rückt dieser Mann, der es bis zum Wachtmeister in seinem Fach bringen kann, zu einer der wichtigsten Persönlichkeiten der Armee auf. Von ihrem Glanz fällt selbst auf das übrige Küchenpersonal bis hinunter zum strafweise kommandierten Randenschäler in der dampferfüllten Ecke etwas ab. Man sollte guten Küchenchefs den Rang zumindest eines Leutnants nicht vorenthalten, wenn doch schon jener, der in Ergänzung zu den leiblichen für die geistigen und geistlichen Bedürfnisse zuständig ist, Hauptmann sein darf.

Was es auf den Laden gebe, was dem Gebiss dargeboten werde: eine jeden Tag an die Fassmannschaft neu gestellte und immer wieder neu formulierte Frage. Für ihre zufriedenstellende



Beantwortung ist der Armee-Escoffier verantwortlich. Oft ist wirklich der Name jenes weltberühmten französischen Meisterkochs nicht zu hoch gegriffen – für soldatische Verhältnisse, versteht sich; denn auch ein Sperling oder ‚Spatz‘ (lateinischer Gattungsname *Passer militaris*) lässt sich mit Liebe und Kenntnis zu einem vortrefflichen Gericht hinaufkochen, sofern die Kuh nicht auf ein zu ehrwürdiges Alter zurückblicken konnte. Die Köche sind nämlich nicht nur durch eine gründliche Schulung vorbereitet, sondern oft auch zivil in berühmten Hotelküchen als gastronomische Virtuosen tätig. Wir hatten eine Zeitlang einen Koch, der als Chef eines bekannten vegetarischen Restaurants sonst nur Rüben schabte, uns aber stets einen vorzüglichen und reichhaltigen Frass auftischte. Es muss für ihn ein Vergnügen gewesen sein, auch mit dem Metzgermesser hantieren zu dürfen und für einmal die langweiligen Raffeln zu Hause zu lassen. Sooft er sich im Speisesaal zeigte, wurden ihm Ovationen entgegengebracht.

Es gibt aber auch Armeeköche, die darunter leiden, dass sie als Tellensöhne eben nur Tellersöhne sind und demzufolge nicht zu den im eigentlich Sinn Kombattanten gehören. Ihnen muss gesagt sein, dass ein Schuss in die Küche in jedem Fall ein Volltreffer ist, der sich weit über den Radius der effektiven Zerstörung hinaus auswirkt. Die Küche ist durchaus, wie gesagt, eine Kanone wert oder mehrere. Es sind denn auch höhere Offiziere bekannt, die stets die Küche und ihre Leistungen in die Manöverkritik mit einz beziehen und eine Wurst als Munition gelten lassen.

Die Küche ist so etwas wie das belebende Herz einer Einheit: diese russige Kutsche mit dem Kamin einer Dampfwalze, die raselnd einherschwankt, von der scheuernden und herumrührenden Küchenmannschaft begleitet; diese Kessel und Häfen, die aus einem Waschhäuschen oder Bretterverschlag eine Art Sennerei machen. Dazu die mit der Küche eng verbundene Fassmannschaft, deren Schlepper sich zum Wohle der andern von den platschvollen Kübeln die Arme fast ausreißen lassen, dafür aber als Entschädigung sich gelegentlich einen besonderen Happen schnappen können.

Ein nachdenkliches und rührendes Bild zugleich war es jeweils, wenn um die Essenszeit Kinder und auch alte Leute bei der Küche mit ihren Kesselchen anstanden, um sie mit dem übriggebliebenen füllen zu lassen – dem sagte einmal ein historisch versierter Koch in Erinnerung an Pestalozzi: wie die Speisung der hungrigen Kinder zu Stans.

Aber auch schon manch anderer, der sich ohne Weiteres ein lukullisches Mal leisten kann, hätte wohl gerne gelegentlich wieder einmal einen richtigen Dienstfrass verdrückt, um beim gemütlichen und ausgiebigen Kauen alte feldgraue Zeiten lebendig werden zu lassen. Genau so muss es jenem gepflegten Herrn zumute gewesen sein, der mich einmal in einer Dorfwirtschaft über zwei Tische hinweg augenzwinkernd fragte, ob wir nicht tauschen wollten. Ich nahm's zuerst für einen Witz, als ich sah, was ihm alles aufgetragen worden war; sogar eine Flasche Dole stand dabei.

Aber er meinte es tatsächlich ernst. Als ich deshalb plötzlich mit einer schneeweissen Serviette über der abgeschabten Uniform hinter den zahlreichen Schüsseln sass, erhob sich unter meinen Kameraden einiger Aufruhr. Um sie zu beschwichtigen, versprach der Soldatenwohltäter, der bereits an meinem Platz der genussvollen Obduktion des Spatzes oblag, ihnen eine zweimal herumgehende Runde Bier zu stiften. So war es denn für alle Beteiligten, als hätte es gegolten, Escoffiers Geburtstag zu feiern.

Wirtschaft, Horatio! Wirtschaft!

Von diesem geflügelten Wort aus Hamlets Mund war uns nicht der Eigenname, sondern nur der Rest vertraut: Wirtschaft, und zwar wie wir sie verstanden.

Die Wirtschaften waren sozusagen mit uns eingerückt, genauer: sie standen ja schon dort und bereit, die riesigen Scharen von Soldaten gastlich aufzunehmen.

Ohne Wirtschaften wäre eine Grenzbesetzung unmöglich gewesen. Sie hatten zahllose wichtige Funktionen: sie ersetzten mit ein wenig Wohnlichkeit das zurückgelassene Zuhause; sie waren Treffpunkte für die Besuche aus dem Hinterland; sie entlasteten die Soldatenstuben; sie ergänzten den zivilen Nachschub; sie dienten als Erholungsheim, psychiatrische Klinik oder Asyl und

waren ganz allgemein ein Zufluchtsort (aber leider nicht exterritorial). Die dienstlichen Stellen fanden hier die benötigten Unterkünfte, die Büroräume, Esslokale, Theoriesäle, Betten, Mannschaftsverschlüge, Kellerlöcher für Magazine oder Arrestanten, Waschwäuser für Küchen, Hinterzimmer für alle Arten von Festen, auch für jene, wo anderntags nur ein paar ganz zuverlässige und verschwiegene Soldaten die Ordnung wiederherstellen durften.

Ohne die Wirtschaften hätte man es nicht geschafft. Wo ist das Denkmal für die unbekanntete Wirtschaft?

Schon an einem leeren Vormittag schnell in eine jener Stuben entweichen zu können, wo Fliegen an den Fensterscheiben brummt, auf dunkelbraunen Tischen noch alte Zündholzsteine standen, hinter der Theke das Liselirösliklärlü Gläser ausrieb, eine Katze um Stuhlbeine strich, eine Uhr hinkend tickte, in der einen Ecke ein Bierfuhrmann vor sich hin brütete, in der andern die Grossmutter Tischdecken flickte, während der Wirt an einer schwierigen Ausrechnung und die Wirtin in der Küche am Befehlen war, dann in dieser nach Rauch, Bodenwichse und (um diese Zeit) frischem Kaffee riechenden Umgebung einen Becher zu heben oder eines der kleinen dicken Gläser zu kippen: das hatte seinen unvergleichlichen Zauber, man fühlte sich als Mann mit Schnauz, auch wenn man keinen trug.

Als einmal der Hauptmann ein paar seiner tüchtigen Trainsoldaten dabei erwischte, wie sie schon am frühen Morgen aus einer Wirtschaft herauskamen, und ihnen das in einer Standpauke vor-

hielt, bekam er eine so treffende Antwort, dass er sie lachend gelten und es bei einem mündlichen Verweis bewenden liess. Sie müssten nämlich, erklärten sie betrübt, am Morgen herauskommen, weil der Sold nicht bis zum Abend ausreiche.

Eigentliche Wirtshauszeit war die Ausgangszeit, wenn sich an allen Tischen feldgraue Rücken krümmten, über den Köpfen ein Nebelmeer aus Rauch lagerte und darunter Dutzende von Männerstimmen ein dichtes Tongeflecht schufen – fast so etwas wie Familienatmosphäre schloss uns dann zu einer Einheit zusammen. Immer wieder ging die Türe, wenn neue Gestalten erschienen, Grüsse brüllten und im Gewoge untertauchten, wenn andere ebenso laut abzogen, weil sie noch anderwärts zu erscheinen hatten. Dann das Rumpeln der Stühle, wenn die Zapfenstreichzeit herankam oder sogar plötzlich das verhasste Wort ‚Alarm‘ ertönte, doch musste es aus vertrauenerweckendem Mund kommen, sonst regte sich kein Knochen, sondern nur höchster Unwille. Diesen trüben Spass leistete sich keiner ein zweites Mal, ohne durch Befehl gedeckt zu sein.

Abends in der Wirtschaft war der Soldat, der tagsüber zu gehorchen hatte, der befehlende Herr – mit ein Grund für die magische Anziehungskraft dieses Ortes. Einen ziemlich herrischen Standpunkt nahmen einmal die Angehörigen des Zuges ein, von dem hier so viel die Rede ist. Schuld daran war 140'456. Der musste nämlich am Radio etwas von sich geben und hatte ver-

sprochen, bei dieser Gelegenheit ein geheimes Zeichen über die Antenne gehen zu lassen. Darauf waren am Abend der Sendung alle gespannt. Der Inhalt interessierte sie so wenig wie jenen, der dafür die Verantwortung trug. Wichtig war einzig das Signal. Aus diesem Grunde wurde die Wirtschaft regelrecht terrorisiert. Nach den Nachrichten musste der Kasten für den Vortrag angedreht bleiben, obwohl hartnäckige Opposition sich gegen diese Zumutung erhob. Das nützte nichts. In voller Lautstärke kamen die zum Dienst in völliger Beziehungslosigkeit stehenden Sätze über die teils knurrenden, teils angestrengt zuhörenden Gäste – bis plötzlich ein lautes metallisches Klingen alle aufhorchen und die damit Anvisierten in ein Geheul ausbrechen liess: die geheime Botschaft war angekommen.

Droben im Studio trug das dem Urheber davon ziemliche Scherereien ein: man schlage doch nicht während eines Vortrags ans Mikrofon, das störe den Sendebetrieb und schade der ganzen Anlage. Das war hinzunehmen, Hauptsache: Sache geklappt.

Auch der Hauptmann hatte zugehört; freilich hielt der sich an den Inhalt und nahm das andere für eine technische Störung. So schöne Worte vernehme er von 140'456 sonst nicht im Dienst, hiess seine zutreffende Kritik. Und auch diese Tatsache hatte etwas mit der männerbildenden Kraft der Wirtschaften zu tun. Wir wurden – schon zivil darauf vorbereitet – von ihnen mindestens so geprägt wie vom Dienst selbst. Dienst und Wirtschaft deckten

sich ja ohnehin oft auf weite Strecken. Wenn wir im Nachrichtenzug während der Manöver immer über alle Truppenbewegungen im ganzen Frontraum aufs Beste orientiert waren, oft so genau, dass jene, die es eigentlich hätten wissen sollen, uns wenn nicht misstrauisch, so doch etwas verwundert betrachteten, verdankten wir auch das zum grossen Teil dem Wirtshaus und einem aufgeweckten Liselirösliklärläli dort.

Die Sache war im Grunde genommen einfach, wie alle guten Einfälle. Wollte man nämlich wissen, ob beispielsweise die Vorhut des Feindes bereits in eine bestimmte Ortschaft eingeströmt sei, und war eine Erkundungspatrouille dorthin nicht abgeschickt worden, von dort noch nicht zurück oder für die Ausführenden mit zu viel Mühe verbunden, dann genügte meistens ein telephonischer Anruf: «Salü Liselirösliklärläli, da ist der Hans, weisst du noch, jaja, ich komme bald», und man möchte gern wissen, ob von diesen oder jenen etwa schon ein paar in der Wirtsstube oder sonst in der Nähe seien, nur schnell («sei lieb») nachsehen, fragen, wer, woher, wohin; wir sollten es nämlich wissen...

Auf Grund der Ergebnisse solcher suggestiven Anrufe konnte dann auf den Karten die ganze Frontlinie nach ihrem neuesten Stand eingetragen werden – ohne einen Schritt zu tun.

Manchmal kleideten wir unser geheimes Wissen nur in die Form von Vermutungen, die wir etwa beim Überbringen einer Meldung an zuständigem Ort fallenliessen, und kamen so, was ei-

nige dieser Zuständigen oft recht nachdenklich stimmte, in den Ruf von ungebührlich gut informierten Untergebenen.

Wirtschaft, Major Horatio! Wirtschaft!

Denn der Regen, der regnet jeglichen Tag

Die vorhin verratene Methode, die Wirtschaften in die Technik der Nachrichtenbeschaffung einzubeziehen, kann für Späher und Kundschafter dann von unschätzbarem Vorteil sein, wenn sie nur zum Telephonhörer greifen müssen, anstatt in den Regen hinauszugehen. Zum vornherein aber anzunehmen, Regen sei den eingerückten Soldaten feindlich gesinnt, ist ein Trugschluss. Immerhin kommt es sehr auf die Art des Regens an. Ein Geniesel, ein Zwitter zwischen Nebel und Landregen, ist am lästigsten. Die Herren, die alle Macht haben, finden dann den Mut selten oder gar nicht, vom Ausrücken abzurücken. Worauf sich das übliche Programm unter steter Berieselung abspielt, bis man wie ein Schwamm an Gewicht immer mehr zunimmt. Wird aber der Stand eines ehrlichen Landregens erreicht, darf man nicht etwa das Stroh hüten, sondern gleichwohl ins gesunde Freie, nun aber mit der sperrigen, dafür komplett undurchlässigen Zeltbahn geschützt: einer Tracht, die immerhin allzu wilde Darbietungen verunmöglicht. Aber nur allein schon das Ausharren draussen wird als moralischer Wert gebucht. Soldaten halten zwar von dieser

Buchhaltung nicht viel. Denn jetzt wäre doch die Zeit für eine schläfrige Theoriestunde in einer Wirtschaft mit der Möglichkeit, in den hintern Rängen erholsam zu dösen.

Anders und eindeutig ist es, wenn die bekannten Katzen herunterhageln. Wenn Wolken platzen. Wenn es nach Noten, nach Pfundnoten, schiff. Dann wird in einer ruhigen Ausbildungsperiode und soweit es nicht längst geplante Manöver betrifft (aber auch die verlangsamten ihr Tempo), nicht oder selten ausgerückt – höchstens in Scheunen, Theatersäle und leere Lagerräume, worauf eine eigentümliche Psychologie zu wirken beginnt. Innerhalb von vier Wänden fehlt nämlich in der Regel den Befehlenden jeder Schwung, und allem Dargebotenen haftet etwas Ziviles, Häusliches, ja geradezu Gemütliches an. Zugegeben, es ist gottvergessen langweilig, aber man erholt sich prächtig dabei. Soldaten gehören von Hause aus hinaus. Trotzdem mussten wir damals nicht hinaus – aus dem Zelt nämlich.

Diese Quarantäne musste gewichtige Gründe haben, und hatte sie. Kaum standen auf einer ab- und hochgelegenen Alp die Sechserzelte aus unseren Zeltbahneinheiten bezugsbereit da (die Heringe sassen fest, die Abzugsgräben lagen richtig), begann die an Weltuntergang gemahnende Sintflut. Die ganze Kompanie ging augenblicklich unter die Blachen und kam drei Tage nicht mehr zum Vorschein. So lange nämlich setzte der ungeheure Regen nicht aus. Da jeder seiner Zeltbahn beraubt und nicht im Besitze

eines Doppels war, zudem ein fahrendes Hospital fehlte, hiess es für die Führung, sich zum Befehl durchzuringen: «In den Zelten bleiben!» Wir trauten zuerst unseren Ohren nicht, als der Wachtmeister, nass wie Poseidon, diesen Befehl überbrachte. Wir reagierten gleichwohl rasch, so rasch, als die beängstigend beschränkten Raumverhältnisse es zuliessen. Aber nach etwa einer Stunde knackender Verrenkungen lag jeder dicht neben dem andern in seinem Schlafsack und mit diesem auf zusammengetragem Gras und Gezweig, hart zwar immer noch, aber in Anbetracht der Umstände doch so komfortabel, dass beinahe etwas Wollüstiges über uns kam. Wir räkelten uns, schliefen und schwatzten, jedes ausgiebig, stundenlang, oder hörten einfach dem ununterbrochenen Rauschen des Regens und seinem Trommeln auf der imprägnierten Leinwand zu, die uns, nur wenige Zentimeter vom Kopf entfernt, von der tosenden Aussenwelt trennte. In der Nacht aufzuwachen und dieser Situation inne zu werden: das hatte etwas Unwirkliches, gesteigert übrigens noch durch das fahlgrün schimmernde Stück faulen Holzes, auf das wir kurz vorher in der Nacht gestossen waren, als es uns wie ein phosphoreszierender Totenkopf entgegenleuchtete. Nun baumelte dieser schimmernde Knochen an einer Schnur oben im Zwickel unseres Zelttes, das er tatsächlich mit seinem kühlen Licht magisch zu erhellen vermochte. Nur zum Fassen und den damit zusammenhängenden Verrichtungen mussten wir in den riesigen Regen hinaus.

Als wir mit einer in der Küche erwischten Kerze (die Küche klebte an der einigermaßen geschützten Rückwand eines Felsblocks) bei uns zu Hause auch noch behagliche Wärme zu erzeugen vermochten, waren wir auf dem besten Wege, zu verweichlichen. In der dritten Nacht aber – wir schreckten fast alle gleichzeitig aus dem Schlaf auf – lag über der ganzen Alp unheimliche Stille. Der Mann beim Eingang lüftete ein wenig die Portiere und sagte dann nur ein einziges Wort: «Sterne.» Da wussten wir, wozu sie uns leuchteten.. .

Es dauerte knapp einen halben Tag, und alle an Ausbildung (verlorene Zeit', wie es hiess, war wieder eingeschunden. Sogar Gewehrgriffe am Steilhang gehörten dazu. Wir fühlten uns un-verweichlichter als je zuvor; diesbezüglich waren also diese drei Ruhetage militärisch ein Vorteil, und wir hatten eine schöne Erinnerung. Noch nach Monaten und Jahren kamen und kommen wir auch heute noch gelegentlich auf jenes Regenwunder zu sprechen. Man mag das primitiv nennen; als Soldat wird es jeder verstehen. Dass aber der Regen soldatisches Leben nicht nur lahmlegen kann, sondern meistens zusätzlich erschwert, soll der Bericht über ein novemberliches Regenmanöver vermitteln.

Zwischen einem See und einer kleinen Stadt des Mittellandes, die sich durch einen hinter ihr ansteigenden Hügel verstärkt weiss: auf diesem etwa zwölf Kilometer breiten Abschnitt, den





der Länge nach ein Höhenzug teilt, spielen sich die Kämpfe ab. Der Angreifer will diesen Sperrriegel durchstossen, der Verteidiger ihn halten.

Ein solcher Sperrriegel – Sperr-Igel – geht nicht nur als farbig eingezeichnete Linie durch das Koordinatennetz auf der Karte im Büro eines Stabes. Er setzt sich aus tausend kleinen Wirklichkeiten zusammen. Eine davon ist auch jener Soldat, der mitten in der Nacht die Ablösung an einem leichten Maschinengewehr übernimmt. In der Nacht, das geht; in einer kühlen Nacht, das geht auch; aber in einer von endlosen Wasserfäden durchstrahlten Novembernacht, da muss bereits etwas zu den Reserven an Willen, Unempfindlichkeit und Disziplin gegriffen werden. Sie sind aber vorhanden, man hat sie ja während langer Zeit angelegt. Zudem steht normalerweise ein Soldat nicht allein im Wald. Auch hier nicht, und das hilft. Gleich nebenan passt, in seinem Abschnitt, unter denselben erschwerenden Umständen ein anderer auf. Die Sicherungslinie reisst nicht ab, und hinter den vorgeschobenen Posten ruhen im rauschenden Wald, an Stämme gepresst, unter Zeltbahnen verkrochen, Soldaten und Offiziere, ganze Kompanien.

Dem Angreifer geht es nicht besser. Diese ins Mittelland verschobenen Gebirgstruppen haben nicht nur eine lange Dienstzeit, sondern für dieses Manöver auch eine grosse Anmarschleistung hinter sich. Soeben ist eines ihrer Bataillone ins Dorf, zu dessen Befreiung die Artillerie Wesentliches beigetragen hat, einmarschiert, und zwar hinter vorausgeschickten Sicherungsführern,

die nur noch zu kleinen Häuserkämpfen mit dem abziehenden Feind kamen. Der Bataillonskommandant ruft die Kompaniekommandanten zu sich. Die Organisation für die Nacht wird bekanntgegeben: die Kompanien beziehen, in genau bezeichnete Dorfabschnitte verteilt, ihre Alarmquartiere; die Fühlung mit dem Gegner muss aufrechterhalten bleiben; die Verteidigung muss im Raume jeder Kompanie organisiert werden. Einzelheiten folgen Einzelheiten, vom Fassen des Essens bis zur Unterkunft der Pferde – alles in kürzester Frist disponiert.

Die Kompaniekommandanten gehen. Und schon kommt Leben in die Truppe, die sich vor dem Regen in die Scheuneneingänge und unter die Vordächer gedrückt hat. Alarmquartier? Auf einem Heuboden, in einem Stall, längs eines Hausgangs, unter dem Gipssegen eines wilhelminischen Tanzsaals liegen die Soldaten in voller Ausrüstung mit griffbereiten Waffen, und zwar nicht auf Stroh, sondern auf gar nichts als nur ihrer Haut, die in dieser Nacht kaum zur faulen Haut wird.

«Wer uns zu diesem Nest hinaustreiben will, dem reissen wir die Zuchthauswurzeln aus» (wobei man wissen muss, dass damit die Beine gemeint sind). Das glaubt man dem Mann, einem Glarner, glattweg. Bei solchem Wetter unter einem Dach, wenn auch nur auf dem Boden zu liegen, ist wie ein Ersatz für schönes Wetter. Diesen Ersatz haben für diesmal jene Berneroberrländer nicht, zu denen jetzt im grauen Morgen aufgeschlossen sei.

Der Anmarsch führt einen Hohlweg hinan. Trainstaffeln, Hunderte von Schuhen, die glatten Metallräder der Tankbüchsen und von Zeit zu Zeit hinaufjaulende Motorräder zerdrücken den Dreck zu einem quietschenden Brei. Da und dort versuchen kleine Feuer gegen nasse Kälte aufzukommen. Die unruhigen Flammen setzen den kauernenden Gestalten warme Lichter in die bärtigen Gesichter. Sie haben die Helme ins Genick geschoben, so dass ihnen die struppigen Haare über die Stirne fallen. Stille Männer, die nicht gerade viel reden.

Der bläuliche Rauch zieht, mit Nebel vermenget, träg durch die Stämme. Im Unsichtbaren der Nachrichten aber ist aufgeregtes Leben. Auf dem Regimentskommandoposten stottert der Funk seine Morsezeichen. Dann, auf Telephonie umgeschaltet, tönt es hohl wie aus einer Giesskanne, aber, da alles chiffriert ist, für den mit dem Code nicht Vertrauten völlig unverständlich. Befehle laufen ein, Befehle laufen aus. Die schlanke Antennenrute jagt sie ungehindert durch den Nebelregenschleier. Aber Meldungen bleiben nie lange nur Ton und Papier: alles setzt sich in Bewegung um...

So ist der Sperriegel nicht in der Frontform geblieben, wie er errichtet worden war, damit sich hinter ihm die grosse Widerstandsstellung aufbaue. Die Linie franste aus: Aufklärungskräfte prellten vor, Truppen rückten nach; Dörfer und Weiler wechselten ihre Besitzer. Die Schiedsrichter hatten oft Mühe, ihren Ent-

scheidungen Nachachtung zu verschaffen. Es erfordert einige Disziplin, sich geschlagen zu geben. Der Leutnant, der mit dem Fahrrad vom Hang her ins Dorf hinuntersaust und in eine feindliche Gruppe hineingerät, schieft sich zwar geistesgegenwärtig hinter einen Brunnentrog, aber schon knallt ein Gewehr durch einen Gartenhag, ein paar Soldaten stürzen mit Automaten herbei. Da steckt der Offizier mit bitterer Miene seine Pistole ein.

Die einzelnen Ereignisse scheinen oft ohne Zusammenhang, doch wenn man sie nach den einlaufenden Nachrichten auf der Karte einträgt, schält sich langsam die grosse Hauptbewegung heraus: der Angreifer hat auf seiner linken Flanke als Seitenschutz einen Schild errichtet, rechts daneben presst er das Gros durch den Sperriegel hindurch. Es geht auffallenderweise fast ohne Gegendruck, was auf die Absicht schliessen lassen könnte, die roten Truppen sich ihre Flanke entblößen zu lassen. Diese selbst aber beginnen auf ihrem Vormarsch seitlich einzuschwenken, um auf gleiche Weise den blauen Eckpfeiler zu beseitigen. Alles hängt von raschen Entschlüssen ab. Da dieses Manöver von Gebirgstruppen durchgeführt wird, hat deren Führung sich den andersartigen Gegebenheiten anzupassen, wie sie im Mittelland gelten. Es geht überdies darum, die Réduit-Mentalität zu überwinden und sich an Ausfälle aus den Gebirgsstellungen zu gewöhnen, um für eine Weile von ‚Soldaten am Berg‘ zu solchen zwischen Hügeln und Obstbäumen zu werden.

Es ist ein völlig anderes Gelände, das jetzt kennengelernt werden muss. Die Strapazen sind wohl im Überwinden von Höhenunterschieden kleiner, dafür im Bewältigen von Distanzen grösser, doch empfinden alle die dichtere Besiedlung als grosse Erleichterung, denn immer wieder stehen, wenn man Glück hat, in einer Gefechtpause, bei einem Marschhalt oder für eine Unterkunft schützende Dächer bereit. Auch kann ausgebliebener militärischer Nachschub leichter zivil ersetzt werden – im Sinne von ‚Volk und Armee‘.

Als endlich das Auto mit dem Signaltrompeter im Frontraum herumfuhr und in die Wälder und Felder hinaus der Gefechtsabbruch geblasen wurde, gab es keinen, der die bekannte Melodie etwa absichtlich hätte überhören wollen. Bald sah man sie von überallher aus den Stellungen durch die Wiesen auf die grossen Strassen kommen: endlose graue Reihen wandelnder Zeltbahnen, nickender Pferdestaffeln, rüttelnder Geschützkolonnen – im Nebel und eintönigen Regenfall.

Soldaten am Berg

Am Berg nicht ‚am Berg‘ zu sein (wie der Ochse), das heisst mit grossen Verbänden auch in dieser Welt unter erschwerten Bedingungen mit der gewohnten Sicherheit und Raschheit operieren zu können, das ist – für unser Land – von entscheidender Wichtigkeit. Zu diesem Zweck fanden immer wieder, in Ergänzung zu

den kleineren Spezialunternehmen im Hochgebirge, riesige Manöver in Bergtälern statt. Anschliessend seien zwei von ihnen mit den Augen eines Armee-reporters verfolgt, soweit sich das von einem einzigen, wenn auch stets wechselnden Beobachtungsort aus machen lässt.

Über die Lage wurden wir auf dem Kommandoposten der Brigade orientiert. Der Zugang zum engern Bergtal war erobert und gesichert. Nun galt es, das Tal hinauf vorzurücken.

Talkämpfe sind nicht nur Kämpfe auf dem Talboden, sondern ebenso sehr solche an den Hängen und auf den Terrassen zu beiden Seiten. Wohl lassen sich auf den Verkehrswegen im Talgrund grössere Truppenmassen und vor allem motorisierte Kräfte einsetzen. Dafür sind hier Überraschungen kaum möglich, da man im Wesentlichen an die Strasse gebunden bleibt und für beide Seiten, für Blau und Rot, die gleichen Bedingungen und Überlegungen gelten. Doch an den Talflanken, deren Topographie dauernd wechselt, und die nicht nur an einer zum Voraus bestimmten Stelle passierbar sind, ist jener im Vorteil und zu Überraschungen befähigt, der sich als schneller, als ausdauernder erweist und taktisch den Gegebenheiten des Geländes am besten beikommt. Wer eine starke Seitenstellung in der Höhe besitzt, beherrscht, sobald er Automaten und schwere Waffen hinaufgeschafft hat, auch den Talgrund.

In der Nacht wird der Kommandoposten nach vorn verlegt, denn Meldungen besagen, dass der Widerstand unten und zu beiden Seiten im Tal gebrochen, der Gegner über die Ortschaft bei der Einmündung des Seitentales hinausgetrieben worden ist. Gegen Morgen werden sich – in der Dunkelheit finden nur abtastende Aufklärungsunternehmen statt – grosse Kämpfe abspielen, um die neuen Stellungen zu sichern.

Als der Tag dämmt, führt uns ein Wagen nach vorn. In der Talortschaft wimmelt es von Truppen. Territorialradfahrer amten als Verkehrspolizisten. Eine motorisierte Gebirgsbatterie mit Geländewagen im Tross rattert soeben in die ersten Kehren der Bergstrasse, um sich so weit wie möglich hinaufzuarbeiten. Wir sind zunächst auf der gegenüberliegenden Talseite eingesetzt, wo nun auch für uns die Steigung beginnt. Der Motorfahrer turnt am Steuer. Da wir von ihm gleich eine Aufnahme machen wollen, um die Kunst eines Militärfahrers in einer gefährlichen Phase festzuhalten, reisst er ein paar fast allzu kühne Kurven. Auch hier wieder die magische Wirkung der photographischen Linse: das einzige Auge übrigens, vor dem, selbst wenn ein Untergebener dahintersteht, ein Vorgesetzter sozusagen in Achtungstellung übergeht, um dann auf dem Bild, das er vielleicht nie sieht, möglichst gross herauszukommen.

Marschierende Kolonnen bleiben hinter uns zurück. Nachschubstaffeln, die Munition, Material und Verpflegung nach vorn gebracht haben, kommen uns entgegen.

Im schnellen Fahren beachten wir kaum die getarnten Infanteriekanonen und Tankbüchsen. Ihre Rohre zeigen talaufwärts, denn wohl sind Spitzengruppen schon oben auf der Terrasse, doch die Stellungen müssen erst noch ausgebaut werden, bevor das Nachziehen schwerer Waffen möglich ist. Überraschungen sind immer zu erwarten. Darauf sind diese Stellungen am Wegrand vorbereitet. Mit solcher Sicherung als Begleitung schieben sich die Truppen vorwärts, während von der Terrassenhöhe her jetzt schon die ersten fernen Schüsse wie Peitschenhiebe herunterknallen.

Wir überholen eine Pferdestaffel, dann einen Trupp Gebirgsmitrailleure und sind nach ein paar Kehren bei den vorderen Kräften. Zu Fuss langten wir bei der Spitze an; kriechend wird ein leichtes Maschinengewehr hinter einem Felsbrocken erreicht. Da brüllt eine Stimme: «Zug Morf vorrücken!» Damit beginnt auf einem zum Teil felsigen, zum Teil in kleinere Weiden aufgelösten Hochplateau ein zähes Ringen, das mit Unterbrüchen bis gegen Abend anhält: vorrücken, halten, zurückweichen, nachstossen. Ein Maschinenpistolenschütze mäht eine kleine Gruppe nieder (wobei ein Schiedsrichter Schicksal spielt). Artillerief Feuer, durch den Beobachter von weit hinten auf eine Kuppe dirigiert, ermöglicht neues Vorrücken, dessen Hauptlast die Grenadiere tragen.

Auf der gegenüberliegenden Talterrasse treffen wir auf ein ähnliches Bild verbissener Gefechte. Eine etwas bessere Strasse



vermag einen grossen militärischen Verkehr zu bewältigen. Die Gebirgsbatterie, die wir am Tag zuvor hinaufrattern sahen, ist in beträchtlicher Höhe in Stellung gefahren. Über sie hinaus haben sich die Gebirgsinfanteristen vorgearbeitet: leichte und schwere Maschinengewehre, weitere schwere Waffen sind in Erdlöchern, hinter Felsbrocken, unter Gestrüpp bereit. Gegen Abend wird eingegraben. Leises metallisches Klingen zittert von da und dort her durch die kühle Bergluft.

Auch hier setzt im Morgengrauen der Kampf ein. In unerhörtem Schwung prellen die Grenadiere vor. Fast ohne Befehle – jeder scheint genau zu wissen, was er zu tun hat – entwickelt sich der Kampf um den Besitz der letzten hochgelegenen kleinen Ortschaft auf diesem leicht geneigten Plateau. Als sie genommen ist, stösst die Spitze, einer Schlucht folgend, schon ins Tal hinunter, um den Gegner in die Zange nehmen zu helfen.

Hier sind die Motorisierten Meister. Als schnell herbeibefohlene Verstärkung haben sie die Kampfkraft der zur Unterstützung des Flankenstosses bereitgestellten Truppen zu erhöhen.

Der Gegner aber ist stark. Nach den Beobachtungen der Schiedsrichter – die als einzige das sonst sehr kriegsmässig wirkende Geschehen mit ihrem Herumspazieren stören – scheinen sich die Kräfte auszugleichen.

Gegen Abend lassen wir diese ‚wechselvollen Kämpfe‘ hinter uns. Nach Meldungen vom Kommandoposten muss der Gegner an der Basis beim Eingang ins engere Bergtal ein riesiges Umge-

hungsmanöver eingeleitet haben, um seinerseits in unsere Flanke zu kommen. Rechtzeitig erkennt der Kommandant die Gefahr. Es gibt nur eins: wieder die Motorisierten, und sie möglichst weit ins Seitental hineinzujagen.

Als wir am Wegrand halten, um den donnernden Umzug vorüberzulassen, ist kaum das eigene Wort zu verstehen. Maschinengewehre schaukeln in Seitenwagen. Infanteriekanonen hüpfen federnd hinter rasselnden Fahrzeugen her. Auf einem Wagendach schwankt eine aufmontierte Tankbüchse. Ladebrücken überquellern fast von Soldaten, Diese rollende Schlange ist schon auf dem Wege einsatzbereit. Als wir hinten anhängen, hüllt uns bald die aufgewirbelte Staubfahne ein.

Der Feind wird beim letzten Dorf gestellt. Wir sehen die motorisierte Spitze in den Dorfkern hineinstossen. Sie muss als gewaltsame Aufklärung dienen. Ist sie auch erledigt, so hat sich der Gegner doch gezeigt und die einzelnen Stellungen verraten. Motorradfahrer wenden ihre aufbrüllenden Maschinen und bringen die Beobachtungen nach hinten zum Gros, das im Schutze einer Strassenkrümmung auf den Befehl zum Angriff wartet. Schon sind die Infanteriekanonen abgehängt und hinter Gartenmauern und in Häusernischen in Stellung gebracht. Eine Ladung Grenadiere ist startbereit. Sie werden noch während der Fahrt in den Kampf springen, um mit Handgranaten, Maschinenpistolen und Flammenwerfern zu wüten.

Die Gefechtshandlungen spielten sich auf fast hundert Kilometern Länge in einer Talrinne ab, deren Seitenterrassen und Nebentäler selbst auch noch zum Kampfgebiet wurden: eine Sachlage, die von den Mannschaften gewaltige Marschleistungen und Bezwingung von Pässen, Kämmen und Hängen verlangte und an die Führung höchste Anforderungen stellte, besonders da im Gebirgskrieg auch grossgeplante Aktionen sich rasch in getrennte Einzelhandlungen auflösen. Neben Radfahrern und motorisierten Meldefahrern hatten vor allem Funk und Telephon für die Nachrichtenübermittlung zu sorgen. Selbst über tiefe Schluchten waren Drähte gezogen: alles, um Regie zu führen über Infanterie, Artillerie, leichte, Genie-, Flieger-, Sanitäts- und Verpflegungstruppen – sowie über zwei Armeeporter.

Der Befehl kam am späten Nachmittag. – Trainkolonnen, Saumstaffeln, Truppenkontingente verschiedener Waffen ziehen in endloser Prozession durch die Passschleifen. Militärwagen und Motorräder schiessen heulend an ihnen vorbei, die einen vom Kommandoposten aus talaufwärts zu der grossen, im Aufbau begriffenen Widerstandsstellung, die andern talabwärts zur vordersten Frontlinie, in die der Feind, wie die Nachrichtenorgane zurückmelden, mit Aufklärungspatrouillen tastend hineinstösst.

Als wir in der Gefahrenzone eintreffen, ist soeben eine Radfahrerspitze erledigt worden und uns damit der sich nähernde

Feind deutlich signalisiert. Er hat, wie die eigene Aufklärung berichtet und wie einvernommene Flüchtlinge bestätigen, nach seinem Einbruch in die Talortschaft und nach notwendig gewordenen Umgruppierungen den Vormarsch wieder aufgenommen, um den Weg ins Seitental *zu* erzwingen, das zu einem Hauptverteidigungszentrum führt.

Höchste Bereitschaft ist in unserem Abschnitt angeordnet. Wir machen als Armeereporter unsere Apparate in einem Hausflur bereit und drücken uns dann einer Hecke entlang bis zur vordersten Infanteriekanone, die hinter einer Strassenbiegung auf Panzer wartet. Ihre Flanken sind durch schwere Maschinengewehre gesichert. Nach vorn geschobene Horch- und Spähposten werden Überraschungen ausschliessen, so dass wir unsere Aufmerksamkeit ganz dem kurzen Strassenstück bis zur Kurve widmen können: eine Aufgabe, die mit zunehmender Dunkelheit immer schwieriger wird.

Eine Meldung kommt vom vordersten Beobachtungsposten; sie verspricht Arbeit für unsere Infanteriekanonen. Wirklich hebt sich schon bald, noch etwas dunkler als die immer dichter werdende Nachtwand vor unseren Augen, plötzlich bei der Kehre ein Panzer ab. Als die neben ihm vorstossenden, mit Automaten bestückten Motorräder auf uns zu sausen, ertönt, fast gleichzeitig mit dem Einsetzen des Tackens eines Maschinengewehrs, die Stimme des Geschützchefs hart an unsern Ohren vorbei: «Feuer frei!»

Vom Boden her gegen den Himmel sind die beiden Soldaten hinter dem Panzerschirm am Geschütz schattenhaft zu sehen, wie sie mit eingeübten Griffen den Befehl ausführen – die Panzergranaten tun ihre Wirkung: der Tank ist erledigt. In einem Graben neben der Strasse vorwärtskriechend, erreichen wir ihn; ein kurzer Blitz, und er ist auf dem Film. Deutlich sehen wir für einen Augenblick die Antenne wie eine Peitsche schwanken und ein paar Gestalten der Mannschaft, die seitwärts auszubrechen suchen. (Als wir später den entwickelten Film betrachteten, erkannte ich darauf zu meinem Erstaunen einen Freund: HD-Motorfahrer Grendi; ihm muss also damals die Flucht geglückt sein.) Wir stolpern zurück in die Deckung, denn unsere Infanterie ist nun daran, den Raum vor dieser für den Feind verhängnisvollen Kurve zu säubern. Lautlos herangekommene Radfahrer werden im Handgemenge ausser Kampf gesetzt (auch hier unter beredter Mithilfe der Schiedsrichter). Einiges von der Motorradpatrouille muss aber durchgebrochen sein, denn in das Knallen der Auspuffexplosionen mischt sich jetzt das Hämmern eines schweren Maschinengewehrs über uns, wohl an der oberen S-Schleife in der Nähe der Kirche. Wir versuchen, die uns bekannte Abkürzung hinauf hinter die Deckung dieser Stellung zu kommen.

Als wir neben dem Schützen und dem Schiessgehilfen liegen, ohne seine Tastverbindung mit dem Munitionsträger zu stören, wird gerade eine Gurte eingezogen. Es ist auch höchste Zeit, denn

neue Aufklärungsfühler des Gegners versuchen vorzustossen. Aber schon sät das schwere Maschinengewehr seine Garben, in die, von etwas weiter unten her, eine Infanteriekanone ihre Granaten setzt: die Kanoniere müssen in phantastischer Schnelligkeit die Stellung gewechselt haben.

Der feindliche Einbruch misslingt. Nach einiger Zeit liegt Stille über der jetzt völlig dunklen Gegend. Motorengeräusch entfernt sich talabwärts. Zwei Verletzte werden von der Sanität zurückgetragen; wir sehen sie vor einem matterleuchteten Hausgang vorübergehen (denn auch diese Seite des Manövers wird mit einiger Realistik durchgespielt).

Nach einer Nacht unter freiem Himmel voll Schlottern und Hunger und dem immer wieder gescheiterten Versuch, im Stehen zu schlafen, weil der Boden zu feucht und kalt war, um sich hinzulegen, nach Stunden, die alle 120 Minuten zählten, setzt, kaum dass erste Dämmerung sich zeigt, der Angriff wieder ein. Der Feind muss sich meisterhaft herangetastet haben. Wir kriechen etwas aus der Deckung, um zu rekognoszieren. In einem Sprung sind wir auf der Strasse, in einem andern wieder zurück – das aber hat genügt, mit Blitz eine Kampfszene festzuhalten: wie feindliche Schützen mit schussbereiten Gewehren sich unserer Stellung nähern. Ein wütendes Geknatter, in das sich das Brüllen von Befehlen mischt, setzt ein. Der feindliche Druck wird stärker. Deutlich hören wir von unten her motorisierte Kräfte nachkom-

men. Die Stellung muss geräumt werden...

In unserem Bemühen, alle Phasen des Kampfes zu erfassen, sind wir bei diesem Ausweichen beinahe zu spät gekommen – wir erreichen gerade noch einen letzten, schon zum Start aufheulenden Wagen.

Kühle Morgenluft weht uns ins Gesicht. Wenn sich die Strasse zwischen Felsen durchzwängt, schlägt der Motorenlärm von den Wänden dicht auf uns zurück, um beim Weiterwerden der Passagen wieder fast ganz zu verstummen. Da radieren plötzlich in diese Betrachtungen hinein die Pneus auf der Strasse, wir springen ab.

Der neue Standort ist hinter einer Tanksperrre zwischen Tankbüchse und Infanteriekanone. Doch der feindliche Druck erreicht uns nach diesem taktischen Rückzug noch nicht. Kaum ein Ton ist zu hören; nur das leise Klopfen genagelter Schuhe verrät den Meldeläufer, der die Strasse quert. Wartend liegen wir hinter einem Betonklotz, frieren, kauen an einer Brotrinde und beobachten, wie sich langsam im steigenden Morgen die Umrisse der Berglandschaft verdeutlichen. Vereinzelt Schüsse von den Hängen. Es ist schwierig, die Richtung ihrer Herkunft zu bestimmen: die Gegner tasten sich immer noch gegenseitig ab.

Eine Spähpatrouille kommt zurück und meldet, dass feindliche Kräfte in beträchtlicher Stärke anmarschieren. Doch das verursacht keine Aufregung, denn alles ist seit Stunden vorbereitet. Immer noch scheint der Feind zu zögern. Das gibt uns Zeit, die

Sperre, die quer über das ganze Tal gelegt ist, teils durch eigene Beobachtung, teils aus Informationen der Offiziere, noch genauer kennenzulernen. Die ganze Länge dieses Waffenwalls von einer Talseite zur andern abzuschreiten, würde Stunden benötigen, auch wenn sich mit der auf ein Minimum reduzierten Hängebrücke über den Bergbach der Weg beträchtlich abkürzen liesse. Da uns aber niemand befiehlt, den Ceinturon ans Trageil einzuhängen und sich daran hinüberzuangeln, lassen wir es sein.

Das grosse Einfallstor ist vorn bei der Strasse. Dorthin zielen alle die zahlreichen Rohre von den höchsten Talflanken herunter bis nahe daran heran – Artillerie aus der grössern, Infanteriekanonen und Tankbüchsen aus der kleinern Distanz. Die schwarzen Augen der Mündungen treffen sich wie in einem Brennpunkt. Er werde jeden dort erscheinenden Panzer erledigen, versichert der Schütze der Tankbüchse. Er hat wirklich einen ausgezeichneten Standort. Die Passstrasse, die rechts daneben in einem spitzen Winkel zur allgemeinen Schussrichtung verläuft, legt sich etwa hundert Meter weiter vorn nach einer Kurve genau in die Fortsetzung von Visier und Korn dieser Panzerabwehrkanone, so dass sie mit ihrer grossen Schiessgeschwindigkeit auf einem fünfzig Meter langen Strassenstück verheerend wirken muss. Sollten die bedrohten Panzer etwa Ausbrüche nach beiden Seiten der Strasse versuchen, um aus dem Bereich der Schussbahn zu kommen (üb-

rigens könnte ihnen zielend leicht gefolgt werden), so würden sie nicht nur durch ein kupiertes Berggelände, sondern auch noch durch ausgelegte Minen behindert. Das alles erklärte uns, klar wie ein Lehrbuch, der Mann am Geschütz.

Nicht ganz so klar ist zu dieser Zeit noch der Blick ins Tal, das durch die langsam steigenden Nebel, die sich nur zögernd von den Tannenspitzen lösen, im fahlen Morgenlicht deutlicher sichtbar wird. Hinter den Deckungen warten die entscherten Waffen, nicht nur schwere für gepanzerte Ziele, auch leichtere für die Masse der feindlichen Infanterie. Ausserdem liegen noch geballte Ladungen und Handgranaten bereit. Im Zusammenwirken mit Flammenwerfern sollen sie Nahziele vernichten helfen.

Und wieder kann militärisches Geschehen losgehen, um erneut eine erstaunliche Wirklichkeit streue zu erreichen, obwohl nur Übungsmunition knallt und Feuerschläge supponiert werden; aber Phantasie und der mit Wut auf die Weltlage verstärkte Wille, etwas zu leisten, ersetzt vieles, ganz abgesehen von der Führung, die unter sehr realistischen Annahmen und mit entsprechenden Anforderungen an die Truppe operiert, unterstützt dabei durch die genau instruierten Schiedsrichter und deren Gehilfen.

Als wir, einem neuen Auftrag folgend, hinter die eigenen Linien zurückgingen, waren wir noch nach Kilometern im Banne des Kampfgebietes. Ganze Harfen von Telephondrähten liefen von den Zentralen aus, und in nicht abreisenden Kolonnen bewegten sich Soldaten, Pferde, Wagen vollbepackt an zurückge-

henden Verwundetentransporten vorbei nach vorn: ein Zeichen dafür, dass auch dieses Manöver in ganz grossem Verband durchgeführt wurde.

Beiden Übungen wohnte der General in vielen ihrer Phasen an Ort und Stelle bei.

Der General und die Truppe

Am vierten Tag der grossen Übung besucht der General die Truppe. Kaum hat er, noch unten im Tal und vom Chef seines persönlichen Stabes begleitet, den Wagen verlassen, erscheint schon, mit Wadenbinden und Bergstock, der Divisionär, salutiert, ergreift die dargebotene Hand und beginnt seinen Rapport. Ein «Danke» des Generals, ein Grüssen der beiden, und noch weitere (nicht mehr so hoch) Galonierete kommen auf dem nächsten Wegstück dran. Hinter Häuserecken hervor und aus andern sichern Deckungen wird dieses Schauspiel von den Soldaten mit Interesse verfolgt. Nun haben ihre Vorgesetzten herumzuhüpfen. Das freut jeden Unteren und Untersten ungemein.

Kurve um Kurve sinkt hinter uns ins Tal zurück. Wo immer man im dichten militärischen Verkehr, der passauf und -ab rollt, den General erkennt, richten sich die Soldaten auf. Wo der Wagen mit der bekannten Generalsstandarte schon von weiter oben her in den unteren Kehren erkannt worden ist, grüssen sie dann

am Rande der Strasse in Achtungstellung. Wir Armee-reporter im Begleitwagen fühlen uns ganz miteinbezogen und kommen uns wie Beförderte vor. Wo unsere Kolonne durchkommt, beginnt es lebendig zu werden. Das hat für unterste Grade einen unvergleichlichen Reiz, sofern sie zuschauen dürfen und nicht mitmachen müssen.

Beim Einfahren in ein kleines Bergdorf springt der Kommandant einer Batterie herbei, um seine Stellung zu melden. Nach dem knappen Rapport besichtigt der General Gruppe um Gruppe. Der Fahrer eines Geländewagens hat genau Auskunft zu geben, ob er mit seinem grossen Vehikel jede Kurve hat direkt nehmen können (Stockungen und Blockierungen auf engen Bergstrassen verursachen gefährliche Verzögerungen).

Nach der Verpflegung, nach der Ruhe wird gefragt. Ein Kanonenrohr, das in der Sonne glitzert, sollte eigentlich mit Zweigen getarnt sein. Der General aber bemerkt, dass es in den ebenfalls glitzernden Steinen und Felsbrocken gerade dadurch kaum zu erblicken sei. Sonst sind die Geschützstellungen, die er sich alle hat zeigen lassen, fast unauffindbar. Der Chef des persönlichen Stabes macht ihn auf die ausgezeichnete Tarnung mit den Tarnnetzen aufmerksam, die ohne darauf geworfene Zweige genau die Farbe des Alpenbodens haben.

Eine Gruppe Soldaten, die soeben am Spatz kaut, will sich zum Gruss erheben, doch der General winkt freundlich ab. Den Ge-

schützechef einer weitem Stellung aber lässt er genauestens rap-
portieren: Ziel, Elevation, Bestand der Gruppe, Funktion der ein-
zelnen Leute; der Korporal aber weiss Bescheid. Nur ein paar
ungenau Formulierungen werden vom General korrigiert. Der
Batteriekommandant hat über die Organisation seiner Stellung,
über Beobachtung, Art und Reichweite der Munition Auskunft
zu geben. Mit einem Händedruck wird er entlassen.

Der knapp dem Rekrutenalter entwachsene Führer aus dem ab-
gelegenen Bergtal, der den General nicht erkennt und zunächst



einem Oberstbrigadier meldet, muss, dazu ermuntert, vom Major weg bis zur obersten Spitze die Rangstufen hersagen. Als er dort angekommen ist und, danach gefragt, antwortet, er kenne den General nicht und habe ihn noch nie gesehen, gibt sich dieser, jetzt mit einiger Schärfe in der Stimme und mit dem Finger auf sich selbst zeigend, zu erkennen: «Der General, das bin ich!» Der Soldat erschrickt, erstarrt, reisst die Augen auf und bringt das «Zu Befehl, Herr General!» leidlich gut heraus – jetzt weiss er es für immer.

So erlebten wir, wie der General Kontakt mit der Truppe nahm, und wir sahen, wie sein hoher Rang nicht Furcht, sondern Vertrauen, nicht Unsicherheit, sondern Selbstsicherheit einflösste.

Seine Stellung war eine doppelte. Neben der militärischen Führung, der obersten Planung und Vorbereitung der Operationen, einer Aufgabe, die er mit seinem Stabe zusammen zu lösen hatte, lag ihm die nicht minder wichtige geistige und moralische Führung der Truppe, ja – im Zeitalter des totalen Krieges – der ganzen Nation ob, und hierin war er nur auf sich allein gestellt. Aber kraft seiner Persönlichkeit wuchs er zu jener symbolischen Gestalt heran, die das ganze Volk, die Heimat und ihren unbeugsamen Widerstandsgeist verkörperte.

Beachtete er bei seinen Entscheidungen im Sinne der totalen Landesverteidigung neben den militärischen stets auch die wirtschaftlichen, politischen und psychologischen Aspekte, so wollte

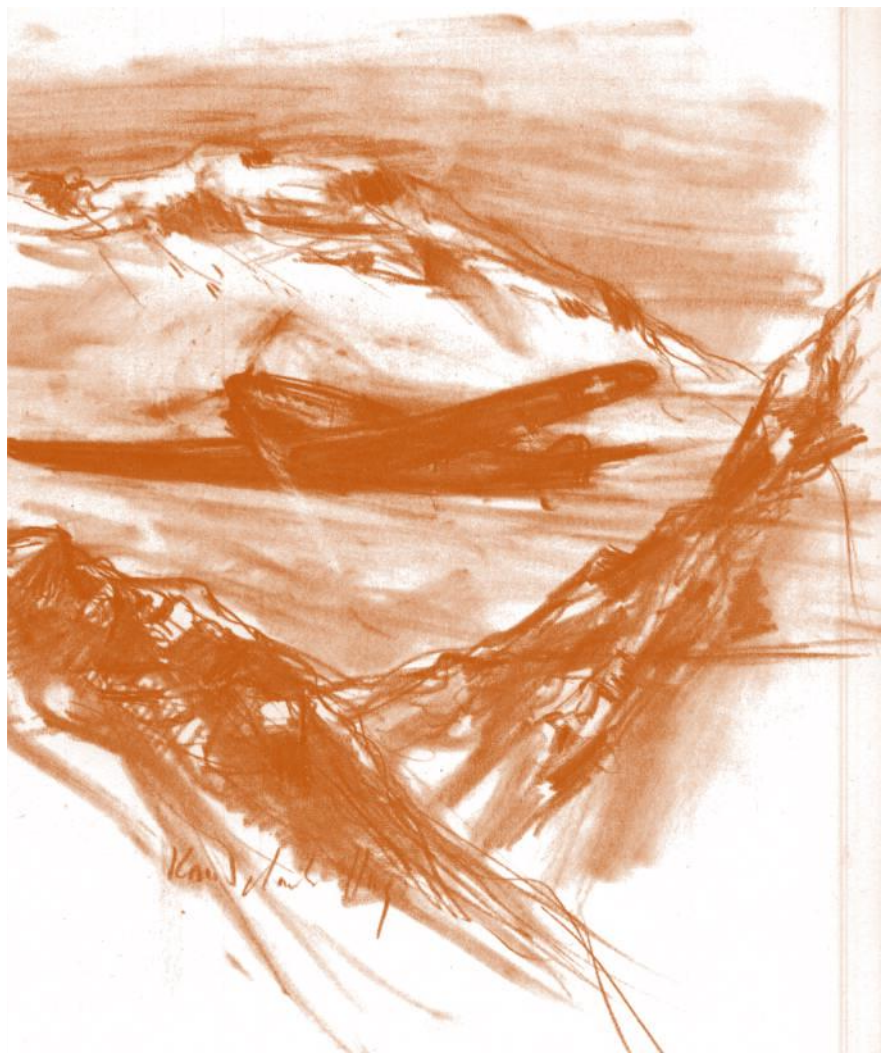
er ganz allgemein das Menschliche im Soldatischen, zu dessen Stärkung, verwirklicht sehen – wie es einzig der Schweiz gemäss ist, wo die Soldaten zugleich Bürger, die Bürger zugleich Soldaten, Volk und Armee eins sind. Auf der Fahrt hinter dem Generals wagen her sahen wir einmal ein einfaches, aber eindrückliches Sinnbild dieses Tatbestandes, als am Wegrand neben einem Soldaten in Achtungstellung ein Bauer und ein alter Strassenarbeiter mit Hutabnehmen den General grüssten, der ihnen darauf salutierte.

Generalsweihnacht

Eine kalte Bergnacht bricht über den Réduit-Flugplatz herein, als vor einem verschneiten Wald die Lichter des Weihnachtsbaums erstrahlen. Ihm zur Seite stehen zwei mit Scheinwerfern angeleuchtete Jagdflugzeuge und Flabgeschütze. Davor wartet, dunkel abgehoben, die Truppe auf den General.

Fackeln werden angezündet, die Motoren der Jäger beginnen zu dröhnen, die Musik eines Territorialbataillonsspiels setzt ein – der General erscheint.

Es sind Flieger und Kanoniere der Fliegerabwehr, denen diesmal die Ehre einer Generalsweihnacht zuteil wird, denn sie müssen, «mehr noch als die Kameraden anderer Waffen, Proben der



Wachsamkeit beim Beobachtungsdienst, der Schnelligkeit in der Ausführung der Befehle, der Geschicklichkeit der Handhabung der Waffen ablegen», wie es der General, dem «die jüngste Waffe der Armee nicht am wenigsten am Herzen» liegt, in seiner auf die kurze Feldpredigt folgenden Ansprache darlegt. «Ich vergesse nicht», fährt er fort, «dass viele Ihrer Kameraden ihr Leben für die Heimat hingaben. Mit Anteilnahme und innerer Bewegung erinnere ich mich ihrer heute Abend» – und die Blicke gehen zu den startbereiten Flugzeugen hin, die bald wieder aus dem engen Tal hinaus über die Kämmen und Gipfel wegdonnern werden.

Am Himmel steht ein halber Mond. Ein paar Sterne zeigen unruhiges Licht. Der Atem geht in Hauchfahnen auf, als die Offiziere und Soldaten mit Dank das Soldatenpäcklein aus den Händen des Generals in Empfang nehmen. Als darauf die Scheinwerfer erlöschen, fließt noch der rötliche Schein der brennenden Fackeln und das Licht des fest im Boden verwurzelten Christbaums über die Truppe und die zahlreichen Dorfbewohner, die auch zur militärischen Weihnachtsfeier aufgeschlossen haben.

Bevor sich der General verabschiedet, schreitet er nochmals an den in Achtungstellung verharrenden Reihen vorüber, wo die Flieger in ihren Arbeitsanzügen auffallen. Dann meldet der Kommandant sein Regiment ab.

Über die weite weisse Fläche des Flugplatzes ziehen die dunklen Massen, Soldaten und Zivilisten, dem nahen Dorfe zu – im Ohr noch die Schlussworte des General, der aller Nöte und Sor-

gen seiner Soldaten und ihrer Familien gedachte, den vermehrten Leistungen und Opfern des Einzelnen aber den Sinn gab: «Das Wichtigste ist unsere Freiheit, die noch unberührt ist, und unsere unverletzte Heimat in einem vom Krieg verwüsteten Europa. Der Krieg zieht sich in die Länge. Bleibt tapfer und treu wie bisher. Dies ist der Weihnachtsgruss eures Generals!»

Später sah man da und dort aus Baracken und andern Unterküften über die Zeit des Lichterlöschens hinaus flackernden Schimmer durch die Fenster in die Winternacht hinausdringen: die Mannschaft bei ihrem Fest im Kreis des Zuges. Aber auch der General selbst zog sich noch nicht ins Hauptquartier zurück. Mit den Offizieren und dem Gemeinderat traf er sich zu einem festlichen Zusammensein in einem ländlichen Gasthof, wo er sich unter den bedächtigen Bauernpolitikern besonders wohl fühlte, die natürlich ihrerseits stolz waren, mit dem General kräftig anstossen zu können.

Der requirierte Weihnachtsbaum

Als der Kurier vom Regiment zurückkam, nahmen wir ihn sofort aus: ob er dort etwas in Sachen Weihnachtsurlaub aufgeschnappt habe. «Nichts», sagte er mit Zwanzignachachtungsmundstellung, und auch in den Meldungen stehe kein Wort davon, soweit er wenigstens habe Einblick nehmen können, ohne die Umschläge zu beschädigen.

Wenn schon einer von uns nichts herausbrachte, dann stand es böß. Doch im Verlauf einer Woche hatten wir uns damit abgefunden, wie schon mit so vielem. Wir begannen uns sogar auf diese Soldatenweihnacht, unsere erste, zu freuen. Es ist aber durchaus möglich, dass von hinten her einiges zu idyllisch gesehen wird und anderes nicht ganz mit der damaligen Wirklichkeit übereinstimmt; immerhin höre ich noch deutlich jene entschlossene Stimme eines Mannes, der sagte, ihm mache das gar nichts aus, einen Weihnachtsbaum zu klauen.

Pas war der Tanner, der uns unaufgefordert, aber ganz im Sinne seines Namens, diese Mitteilung machte, als wir behaglich in der Ecke des Blockhauses sassen. Er kam gerade mit der alten Wache von der Eisenbahnbrücke zurück. Ihnen allen hingen Schneesterne in den Brauen. Bald begannen beim Ofen die Mäntel klöppelnd aufs Blech am Boden zu tropfen. Rothermann, der Heizer, hatte schon tags zuvor den Ofen zur Rotglut bringen wollen; jetzt war es erreicht, und er schlief schnarchend auf der Wolldeckenbeige.

Gut, dann solle er nur klauen. Einen Weihnachtsbaum müssten wir ja schliesslich haben. Diese uneingeschränkte Zustimmung gab seinem Vorhaben Würde. Er zog denn auch mit ernster Miene den Kaput wieder an, klappte den Helm auf den Kopf und schwang den Karabiner über. Vom Gestell, wo die Schanz Werkzeuge lagen, aber nahm er die Axt und versteckte sie unter dem Mantel.

Die Türe ächzte. Kalter Luftzug wehte uns für einen Augenblick an. Durch die mit Schnee fast ganz verklebten Scheiben sahen wir die stapfende Gestalt in der abendlichen Dämmerung dem nahen Forst zu verschwinden. Der Wald um unser Haus herum unterstand der Obhut eines verschlossenen Aufsehers, der uns mit feindlichem Misstrauen begegnete. Wir wussten nicht recht, weshalb und ob es wegen des gelegentlichen Holzfrevels war. Aber wir brauchten für unsere Behaglichkeit zusätzliches Brennmaterial. Weiter darüber zu grübeln, wäre damals keine Zeit mehr gewesen, denn mit einem Knall flog die Türe auf, sie vergass dabei sogar das Ächzen, und eine keuchende Stimme rief beschwörend: «Schnell, fort mit dem Satan!»

Das war für einen Christbaum eine unpassende Bezeichnung. Aber in der Schnelligkeit kann man die Worte nicht wägen. Und Schnelligkeit war am Platz, das merkten wir deutlich genug. Aber wohin? Doch Soldaten sind ja gewohnt, schnell und zweckmässig zu handeln. Unters Stroh bei der Schlafbahn, eine Woldecke über den kleinen Buckel, den schnarchenden Rothermann hinübergetragen und sorgfältig davor gelegt – das war wie eingedrillte Arbeit an den Waffen.

Und schon ging die Türe auf.

«Ah, guten Abend Herr Stamm. Kalt, nicht? Saukalt. Eine Tasse Tee gefällig? Wie es auch wieder schneit. Bin vorhin noch schnell den Posten nachgegangen. Kein Vergnügen, jetzt draussen zu sein. Also einen heissen Tee.»

Eine erstaunliche und ganz ungewohnte Beredsamkeit, aber damit war der Mann bereits halbwegs kampfunfähig gemacht. Am oberen Tassenrand entlang rollten seine Augen wie schwarze Kugeln hin und her, auch drehte er sich dabei langsam im Raum, der von der Petrolfunzel in ein rötlich-dämmeriges Licht getaucht und so undurchschaubar war wie unsere Mienen.

Es war ein Höhepunkt in unserem eintönigen Leben. Wir liessen denn auch den Alten, der nach einer Weile einen unfröhlichen Dank murmelte und durch den Türspalt hinter seine geliebten Stämme hinaus verschwand, nicht gerne ziehen. Eines hielten wir ihm, trotz seinem argwöhnischen Wesen, zugute: er war seinen Bäumen ein so getreuer Wächter wie wir dem Bahnabschnitt, den man unserem Zug in diesem verlorenen Talgraben zur Bewachung zugewiesen hatte.

Der Mann mit der Tanne war der Held des Abends. Aber bald wurde auch klar, dass sich aus unserem Vorhaben allerhand Folgerungen ergaben, denn nur gerade so, wie die Natur ihn geschaffen hatte, wollten wir den Baum nicht aufstellen. Wir sollten Kerzen haben, Silberpapier, ein paar Kugeln, einen Spitz für oben. Nein, den Spitz besaßen wir ja seit ein paar Minuten, vom selben Mann aus einem Büchsendeckel herausgeschnitten und sogar mit einer röhrenförmigen Haltevorrichtung versehen, der auch bereits ein Kreuz gezimmert hatte, um das Stämmchen dreinzustecken. Was vor allem fehlte, waren die guten Dinge, die traditions-

gemäss unter einem Weihnachtsbaum zu liegen haben. Die Lösung dieses Problems verursachte die meisten Schwierigkeiten. Glücklicherweise bot der Wachdienst neben geleisteter Aufmerksamkeit noch Musse genug, einen Weg zu suchen. Was schliesslich dabei, unter regster Beteiligung aller, herauskam, war eine Einigung auf folgendes Vorgehen: jeder musste an drei Adressen einen im Ton verbindlichen, in der Sache aber eindeutigen Bittbrief schreiben.

Im Gegensatz zu vielen andern Plänen wurde dieser ausgeführt. Fast hundert Adressaten, die sicher zum Teil kopfschüttelnd der plötzlichen Anhänglichkeit eines fast vergessenen Soldaten gegenüberstanden, begannen weit im Lande herum Pakete zu schnüren – sehr zum Missvergnügen unseres fluchenden Pösters, der sich von der Station her schwerbeladen immer wieder durch den Schnee mühen musste. Ob wir unsere retouchierten Photographien einem Mädchenpensionat geschickt hätten, meinte er verdriesslich, bis wir ihm von dem Segen auch etwas zu geben versprochen. Das gerade aber hatte er mit seinem Jammern gewollt.

Die Vorfreude auf das Fest erwärmte uns selbst im eisigen Luftzug, wenn wir Wache standen und in wirbelnden Schneefahnen die Eisenbahnzüge an uns vorüberwischten.

Dann kam der Heilige Abend. Dichter Schneefall machte die waldige Talschaft noch enger. Ihr Mittelpunkt aber war unser Blockhaus, dessen rötlich erhellte Fenster uns heimatlich entge-

genleuchteten, wenn wir von der Ablösung her darauf zgingen. Und wenn man drinnen sich nahe ans Fenster hielt, konnte man durch Eisblumen hindurch im kleinen Lichtraum davor unaufhörlich die Flocken niedergehen sehen. Das erhöhte die weihnachtliche Stimmung, die sich im Innern unserer Hütte um den Baum verdichtete, der strahlend in der Ecke stand und den Büchsendeckelspitzen gegen die Decke glitzern liess, wo das Schattenspiel der von den Kerzen hinaufgeworfenen Äste schwankte und gaukelte.

Jeder fuhr geschäftig mit irgendeinem Auftrag, den er sich selbst gab, umher, um da einen Ast anzunageln, dort die Geschenke zu ordnen, dann Teller und Bestecke auszuteilen: die Fassmannschaft hatte ein etwas gehobeneres Menü als sonst von unten herauf aus der Küche gebracht, und das zu unseren Vorräten hinzu! Eine hie und da sich regende Erinnerung an das ferne Zuhause hatte Mühe, sich vor dieser nahen Gegenwart zu behaupten, einer Welt, der die militärische Kameradschaft festes Gepräge gab. Davon sprach in einer durch Länge nicht belasteten, daher beifällig aufgenommenen Rede unser selbstverständlich zum Fest miteingeladener Chef, indem er vor allem das Wesen der Zusammengehörigkeit in der Uniform betonte; aber gerade in diesem Augenblick ging die Tür auf – und die Uniformgemeinschaft wurde durch das Zivile gestört: es war Stamm, der Förster, der immerhin für seinen Rock auch die Farbe unserer Uniform beanspruchen konnte. Er war wohl sicher nicht herein-

gekommen, um sich etwa noch den Schluss der Rede anzuhören.

Dass der Mann tatsächlich Stamm hiess, wie schon der das Tännchen fällende Tanner eben Tanner, schien uns von fast unheimlicher Bedeutung. Das Beste war, den Hüter des Waldes im Namen der Armee zum Fest einzuladen, weil er ja gleichsam auch grüne Patten trage wie wir. Der Alte musste gezwungenermassen Platz nehmen. Herr Stamm hin und Herr Stamm her hiess es von Stuhl zu Stuhl. Das milde christliche Licht von der gestohlenen Tanne her spiegelte sich in seinen kleinen Iltisaugen immer reiner. Ohne dass er es wollte, wurde er von der festlichen Stimmung mitgerissen. Ein riesiges Stück Kuchen nahm ihm vollends den Atem, den er etwa hätte in ein fragendes Wort legen wollen. Die Wellen der dunklen Männerstimmen, die den Lichtraum um den Baum immer dichter und wärmer füllten, schlugen auch über ihm zusammen und schlossen ihn ein. Der Mann, den wir immer als böses Waldgespenst durch den Forst hatten geistern sehen, begann uns langsam zu gefallen. Er wusste sogar allerhand sonderbare Geschichten zu erzählen, wie etwa jene, da dem Pfarrer ein entsetzlich übelriechender Geissbock ins Haus getrieben wurde, und zwar als Strafe dafür, dass dieser gestrenge Eiferer dem Besitzer des gehörnten Stinktiers am Sonntag von der Kanzel herunter das Trinken vorgehalten hatte – auf diese Weise sei doch der geistliche Herr wenigstens einmal in seinem Leben dem Sündenbock begegnet.

Die Zeit verging zeitlos. Wir massen die Stunden nur nach den Ablösungen, die sich an diesem Abend in kürzeren Abständen als sonst folgten: dann wehte für einen Augenblick blanke Kühle mit Duft von Schnee herein, dass die immer tiefer heruntergebrannten Kerzen erregt flackerten und an den Wänden gespenstische Schatten liefen. Wärme kroch einem behaglich über die Schultern, wenn man, von draussen kommend, wieder in der Herde untertauchen konnte. Die Haufen der Mandarinenkerne und Nusschalen wuchsen. Die paar Flaschen waren bereits leer. Der Schimmer der Zufriedenheit auf den Gesichtern nahm zu. Dem Giannini kräuselte sich das Wohlbehagen himmelblau von der krummen Brissago, der Jakob hatte einen anfänglichen Heimwehkoller mit einem Mocken Patisserie hinuntergeschluckt und sah nun drein wie ein zufriedenes Kaninchen vor einem Salatkopf. Der Benz war in einem der Pakete auf Importen, die reinsten Bankierzigarren, gestossen und rauchte mit einer Haltung, als befände sich in seinem Tornister anstelle eingerollter Hemden ein Bündel Aktien, dabei weilte jener Mann schon lange unter uns, der später Bankier werden sollte – aber er rauchte damals noch nicht.

Wer in die Runde blickte, und manch einer tat es in einem vorübergehenden Anflug von Versunkenheit, sah sie alle, die vertrauten Gestalten, wie er sie immer gesehen hatte, kriechend und trabend, fluchend und lachend, im Gestrüpp und im Wirtshaus, aber jetzt mit dem Glanz des Festes überschienen, das jedem nur

die guten Seiten beleuchtete. Dagegen zeigte das Gesicht des alten Hüters plötzlich wieder düstere Züge. Mit dem nahen Ende des Festes war es ihm offenbar erneut in den Sinn gekommen, dass er ja eigentlich als Ankläger hatte auftreten wollen. Auf diesen Rückfall aber waren wir vorbereitet. Unter allgemeinem Beifall wurde bekanntgegeben, dass der schöne Christbaum dem Herrn Oberförster für den morgigen Weihnachtstag überlassen werde, selbstverständlich mit einer Menge dazugehöriger Geschenke aus unseren Vorräten. Es war uns nämlich zu Ohren gekommen, dass er auch für seine Familie selbst kein Tännchen opfern wollte.

Wir verstanden nicht recht, was der Alte knurrte, und das Zucken in seinem Gesicht rührte wohl eher vom letzten Flackern der letzten Kerze her. Auf alle Fälle trugen wir am andern Morgen die ganze Bescherung in sein Haus. Als wir dann abends an die Läden schlichen, um durch die Ritzen zu spähen, sahen wir sie alle in frommer Zufriedenheit um unsern, das heisst eigentlich um seinen, des Försters Baum sitzen. Er sog noch würdevoller als unser Benz, ja geradezu andächtig an der Zigarre. Die Frau biss ein so grosses Stück Kuchen ab, dass sich ihr fast ein paar Sorgenfalten auf den Wangen glätteten, und zwei kleine Buben, die Kinder der Tochter, die mit ihrem Mann zusammen am ganzen Segen auch teilnahm, glichen einander wie Zwillinge, ihre Gesichter bestanden nämlich nur noch aus Schokolademasken.

Von jener Zeit an hatten wir in unserem Waldhüter einen stets herzlich grüssenden Freund, der uns den Dienst erleichtern half, wo er nur konnte.

Auch von einem gestohlenen Christbaum vermag mildes Licht versöhnlicher Liebe auszustrahlen – aber vielleicht nur an einer Soldatenweihnacht.

Die Mitternachtswache

«Wachtbefehl fertig!» Damit ist der Auftrag entgegengenommen. Die alte Wache kann den Weg ins Kantonnement zurück antreten. Als umrisslose, kaum noch wahrzunehmende Schatten sehe ich die abziehenden Gestalten am Hang unten in der milchigen Ferne verschwinden, während mich schon der Patrouillengang der Bahnlinie entlangführt, weg von der schützenden Tunnelöffnung, hinaus auf die Strecke. Mühsam geht es in den alten Stapfen neben den Geleisen her, Schritt um Schritt. Bis fast an die Knie reicht der Schnee, der von den vorüberfahrenden Zügen zu kleinen Verwehungen aufgepresst wurde. Die schwarze Doppelspur geht beruhigend gleichmässig vor den tastenden Augen her, jetzt in einer Kurve um die vorspringende Felskuppe, dann wieder gerade fort an der Berglehne entlang und in gleicher Richtung weiter, obschon die Granitflanke plötzlich rechtwinklig umbiegt, um das kleine Seitental einmünden zu lassen – schon zittert das Geländer der Brücke, über die ich bis zum Tunnelleingang auf

der andern Seite zu gehen habe. Vielleicht treffe ich mit dem Posten des Nachbarabschnitts zusammen.

Mitten über der Tiefe bleibe ich stehen und lausche in die weisse Nacht hinaus. Kein Laut ist zu vernehmen, als wäre die Welt leer und unbewohnt. Doch da klirrt etwas. Ring gedreht, Finger an den Abzug! – Nichts von Bedeutung. Es waren Eiszapfen, die sich vom Brückengeländer gelöst hatten. Gläsern zer-springen sie weit unten in einer dunklen Rinne.

Wiederum Stille. Hinter der gewaltigen Gebirgspyramide auf der gegenüberliegenden Talseite zieht, zum Teil verdeckt, der Orion vorüber. Von Viertelstunde zu Viertelstunde kann man seine Sterne ein Stück weitergerückt sehen. Ihr kristallenes Flimmern macht plötzlich wieder die Kälte spürbar, die wie mit Messern ins Gesicht schneidet. Ein Gefühl der Verlorenheit will sich bemerkbar machen – da fängt es plötzlich zu donnern an, noch fern vorerst, nach einer Weile aber schon deutlicher und dann unvermittelt über mir. Aber ich weiss: das ist, in einer Lücke der Güterzüge, der Nachtschnellzug, der über die obere Brücke häm-mert und gleich im Tunnel verschwinden muss; wirklich, schon ist nichts mehr zu hören als dumpfes Murren, das auch er stirbt.

Jetzt aber weiter. In ein paar Minuten ist der Zug hier. Auf der andern Seite beim Signal ist mehr Platz...

Im selben Augenblick, als der Kolben des Gewehrs an die Sig-nalstange schlägt und ich mich neben sie stelle, beginnt der Berg

vor mir zu zittern. Anschwellender Lärm, das Aufleuchten von drei blinkenden Lichtern – und mit singenden Achsenstößen fegt der Zug in eisigem Lufthauch vorüber. Im Licht der Lokomotive winden sich Schneefahnen. Mit dem letzten Wagen reisst der Lärm ab; rot geistert noch eine Weile das Schlusslicht im Umrisslosen und ertrinkt.

Ich fühle kühl den Schneestaub auf Gesicht und Wimpern. Mit den Handschuhen reibe ich ihn aus dem Verschluss des Karabiners und setze den Kontrollgang fort. Wenn ich wieder an meinem Standort angekommen bin, wird es ziemlich genau Mitternacht sein. Vielleicht höre ich sogar, wenn der Wind von dorthier weht, die Glocken im Tal unten läuten. Der Nachbarposten war übrigens vor mir da. Aber an der Böschung steht, ich bemerke es erst jetzt, mit dem Gewehrkolben in den Schnee geschrieben: «Es guets Neus!» Ich ziehe als Antwort einen breiten Strich darunter und gehe, da es nun keinen Postenschwatz gibt, auf der andern Seite des Schienenstrangs zurück: die Brücke passiert, am Telefonkasten vorbei; die Felswände sind glasisch vereist, es nützt nichts, sich beim Vorwärtstasten halten zu wollen.

Ich stehe wieder beim Tunneleingang am Ausgangspunkt unseres Wachabschnitts. Russiger und fast warmer Wind weht aus dem Berg. Sonderbar, dieser rauchige Geruch, obwohl seit vielen Jahren keine Dampflokomotiven mehr hindurchfahren. Aber das halbe Jahrhundert Kohle hat sich für alle Zeiten hier festgefes-

sen. Es riecht nach Reise, nach fernen Ländern, nach jenen Ländern, die jetzt rings um uns im Krieg stehen.

Wirklich höre ich nun, dünn und zitternd, die paar Glocken im Tal. Mitternacht! Auf der Wetterscheide zweier Jahre. Das Gewehr unterm Arm, stehe ich still und denke – ja, was denke ich eigentlich? Dass zu dieser Stunde jetzt im ganzen Lande überall ein Soldat auf Neujahrswache steht, mit einem anstrengenden Jahr des Dienstes hinter sich, aber mit was für einem vor sich? Weitere Überlegungen gehen in der Kälte unter, die langsam die Beine heraufkriecht, sich im Rücken festsetzt und über die Schultern streicht. Aber wenn man sich in den Kleidern hin und her dreht, in diesem Panzer von Wolle, der bewegungslos um den Leib steht, breitet sich wieder etwas Wärme aus. Man fühlt sich plötzlich hinter dem aufgeschlagenen Mantelkragen und unter dem Helm, der sein Vordach über die Augen legt, mitten im Winter draussen ein wenig daheim.

In aufgeräumter Stimmung warte ich auf die Ablösung. Fiel nicht unten eine Tür ins Schloss? Es wird wohl diesmal neben dem militärischen Zeremoniell – «Wachtbefehl fertig», «alte Wache eintreten», «neue Wache patrouillieren» – erlaubt sein, in den Text noch einen Neujahrswunsch einzuflechten, ohne eine Zurechtweisung zu riskieren. Nur schon kleinere, wenn auch stilistisch bessere Varianten waren nicht gern gehört. Und da kommen sie bereits, zwar vorerst kaum einzeln zu unterscheiden, wie sie

laut atmend den Hang heraufstapfen – der erste, der zweite, der dritte, der vierte und ein fünfter, denn es sind von uns noch einige andere Posten (beim Magazin, beim Wagenpark) zu besetzen; aber einer scheint mir doch zu viel dabei. Dann aber erkenne ich ihn: den Chef. Diese ersten Schritte ins neue Jahr und die Gelegenheit, uns dabei zu begleiten, hat er sich nicht nehmen lassen.

Die Ablösung vollzieht sich reibungslos. Darauf reicht er allen von uns die Hand, mit den besten Wünschen für jeden. Wir wiederholen sie für ihn, und mit ihm zusammen für unser Land.

Der neue Posten ist bereits unterwegs der Bahnlinie entlang. Die alte Wache aber verschwindet im lautlos anhebenden Flockenfall der warmen Blockhütte zu, deren rötlich erleuchtete Fenster anzeigen, dass die ganze Wache wach ist. Wir treten mit dem stolzen Gefühl ein, allen etwas voraus zu haben: denn nicht jeder kann im einen Jahr auf Wache gehn, um erst im andern abgelöst zu werden. Das bietet, vielleicht nur einmal im Leben, die Silvestermitternachtswache. Dafür hätte man vielleicht sogar einen Urlaubstag geopfert, was zwar allerhand heißen will.

Im grünen Schein des Urlaubs

Vom Urlaubsschein ging ein hoffnungsgrünes Licht aus. Er gehörte zu den hochkотиerten Wertpapieren. Um in seinen Besitz zu kommen, griff man zu den schäbigsten oder, wenn man lieber

will, zu den (vermeintlich) listigsten Tricks: nochmaliger Tod einer längst verblichenen Tante, Taufe eines schon einmal getauften Sprösslings, die eiserne Hochzeit der Eltern und ähnliche plausible Gründe wurden mit ernster Überredungskunst vorgebracht – leider meistens umsonst, denn es waren verhärtete Herzen, an deren Mitgefühl man appellierte. Am besten war noch ein Eiterzahn, mit dem auf der Krankenvsitate etwa ein halber Tag herausgedrückt werden konnte. Schon das genügte aber, etwas vom Zauber des Urlaubs verspüren zu lassen.

Da war der Abmarsch, das Wegtreten nach dem Abtreten, der Abschied von denen, die zurückblieben, aber allerhand gute Ratschläge erteilten und stets auch der Hoffnung bewegenden Ausdruck gaben, bald etwa einmal ein riesiges Freispaket zu erhalten, wobei sie auf das schlechte Gewissen des Beurlaubten bauten. Sie bauten nie auf Sand.

Es war ein wohliges und beunruhigendes Gefühl zugleich, nun plötzlich ein einigermaßen freier und befreiter Mann zu sein, von keinen Befehlen mehr gegängelt, von keinen Wärtern mehr bewacht, von keinem Nachschub mehr versorgt, von keinem Nebenmann zur Linken und zur Rechten mehr flankiert, wenn man einer Stütze bedurfte. Hatte man sich dann endlich dieser intensiven Kollektivität entwunden, war meistens auch schon die Zeit da, sich wieder in sie einzupassen. Dieser Prozess begann in dem Augenblick, wo man erneut in der zähen Haut der Uniform steckte, setzte sich im Eisenbahnzug beim Erblicken einer glei-

chen Einheitsnummer fort, steigerte sich im Marsch durchs altbekannte Dorf mit seinem leisen Geruch nach Garnison und war abgeschlossen, wenn man im Lärm der Begrüssung untertauchte.

Eine Gefahr hatte diese Rückkehr, vor allem nach längerem Urlaub: man wurde von oben (nicht von oben herab) mit besonderer Aufmerksamkeit bedacht. Sie glaubten nämlich dort hartnäckig an die Macht des Exorzismus, der Teufelsaustreibung, wobei unter Teufel natürlich das Zivilistische gemeint war. Dieser rührenden Fürsorge begegnete man am besten mit einer derart penetrant tadellosen Haltung und Dienstauffassung, dass die damit Beglückten es selbst als des Guten zuviel und fast als etwas peinlich empfanden, worauf dann die Teufel – bis auf die Teufeleien – als ausgetrieben galten.

Auch die vom Kader zeigten natürlich erhöhtes Interesse an dem wiedererschienenen Mann und begannen, grosszügig Posten zu vergeben. Selbstverständlich gehörte es zum guten Ton, als vom Urlaub Zurückgekehrter solche Ehrenämter – wie etwa den schlafkürzenden Dienst als Weckordonnanz – ohne Murren zu übernehmen. Dafür lebte man dann wieder in einer die Gelassenheit fördernden Ordnung und wurde nicht mehr, wie doch zuzeiten, von der wilden Gerüchte- und Panikmacherei des Hinterlandes irritiert.

Herzbewegend und herzstärkend war es, wenn – wie in den ersten Mobilmachungswochen, als der Urlaubsbaum gleich den

herbstlichen Wäldern entlaubt war und kein grünes Blättchen zeigte – das Hinterland selbst an die Front kam: mit jenen berühmten Extrazügen, aus denen dann auf den vielen kleinen Stationen die farbigen Gestalten – Gattinnen, Freundinnen, Kinder – quollen und sich unter die feldgraue Masse mischten und sie aufhellten, worauf man einen Sonntagnachmittag lang auf Wiesen und Feldern, in Wäldern und Wirtschaften die ganze Armee in kleine glückliche Gruppen aufgeteilt sah – Armee und Volk, Weibervolk.

Nach diesem lieblichen Zwischenspiel dann wieder der integralen Männerwelt anzugehören, hatte auch sein Schönes. Übrigens wollte selten einer zugeben, manchmal nicht ganz unfroh zu sein, wenn er nach einem längern Urlaub, der ja neben der Berufsarbeit weder rauschende Zugsabende noch erholsame Patrouillen kannte, wieder eingerückt war. Auch die im Dienst Gebliebenen schätzten es, wenn der Zug vollzählig war. Trotzdem blieb das nie nachlassende Interesse am grünen Schein, der ja freie Fahrt verhiess – hin und zurück.

Aber was war das damals für ein Einzug, als beim Aufreissen der Zimmertüre im Schulhaus nur breitgetretene Strohwise, ein paar Gewehrputzlumpen, ein leerer Lader und zerknüllte Zeitungen voll Fettflecken zu sehen waren! Daher also auch keine Wache vor dem Tor. Dabei ist man früher als nötig wieder eingerückt, um noch einen Ausgangsabend mit in Gang setzen zu helfen.

Fast mit dem Gefühl, verstossen zu sein und nun armengenös-
sig zu werden, stürzt man, nur vom tackenden Echo aus hallen-
den Gängen begleitet, raschestens hinaus. Damit aber ist bereits
die alte Aktivität über den Soldaten gekommen. Er steuert auf die
einzig richtige Stelle zu, wo Auskunft zu erwarten ist. Und tat-
sächlich wissen sie im Wirtshaus Bescheid: Dislokation hinüber
ins Nachbardorf.

In freiwillig forciertem Tempo zieht man los über die alte
Landstrasse hin und erblickt dann endlich die ersten beruhigen-
den Anzeichen: die Wache beim Schulhaus, Kochkisten vor dem
Brunnentrog, einen Fourgon im Scheuneneingang, inmitten der
Verlademannschaft den herumfuchtelnden Feldweibel, im Hin-
tergrund ein paar jener typischen Gestalten, die nicht recht wis-
sen, wie sie eine momentane Beschäftigungslosigkeit verdecken
sollen.

Sich bis zum eigenen Bau durchzufragen, hat nach einigen la-
byrinthischen Gängen zwischen Hühnerhöfen, Misthaufen, Kal-
bergehegen hindurch und über einen Dorfbach hinweg schliess-
lich Erfolg. Dort wird man mit Grinsen begrüsst und sofort mit
den Vorzügen der neuen Unterkunft bekanntgemacht, einer alten
Bauernstube mit Nebenkämmerchen fürs Material, aus nahelie-
genden Gründen Affenhaus genannt. Man schaut selbst nach und
entdeckt den eigenen Tornister, das Gewehr, den Helm – alles
haben sie mitgenommen und bereits nach der üblichen Ordnung
untergebracht: Zeichen dafür, dass man dazugehört, auch wenn
man nicht da ist.

Wie mancher mag sich im geheimen damals und auch später gefragt haben, wie lange er wohl so, auch einst über den Dienst hinaus, dazu gehöre, zu seinem Zug, zu denen, die ihn einst bildeten?

Kleines Epitaph für W.H.

Es war vor einiger Zeit das erstmal, dass wir uns alle gemeinsam trafen, nicht um ein Fest zu feiern, sondern um einen der unsern auf seinem letzten Gang zu begleiten. Walter H. war auf demselben Fahrrad, das er während des ganzen Aktivdienstes benützt hatte, in einen Eisenbahnzug hineingefahren – als Träumer und besinnlicher Mann, der einen Augenblick lang die Welt um sich her vergass, weil er sich als politisch denkender Kopf und als religiös empfindender Mensch mit ihren Problemen fast ununterbrochen beschäftigte.

In einer Wirtschaft, die wir schon als Soldaten während einer Bauperiode oft aufgesucht hatten, sassen wir dann an dem lichtlosen Nachmittag noch zusammen und hoben auf das Gedenken unseres Kameraden das Glas, wohl nicht ganz in seinem Sinn, da er nicht trank, aber seines Einverständnisses noch nachträglich gewiss. Denn was er für sich als richtig erachtete, setzte er bei andern nicht voraus, noch verlangte er es von ihnen, sowenig wie überhaupt Verständnis für seine von ihm selbst als sonderbar bezeichnete Wesensart.

Wort um Wort begann jener bei solchen Anlässen immer wieder unternommene Versuch, das Bild dessen, der entschwand, noch einmal lebendig werden zu lassen.

Er war der einzige des Zuges, der sich im Dienst nicht oder nur ganz selten wohlfühlte. Unbeschadet seiner militärischen Präsenz, dachte er fast dauernd an zu Hause, von wo er für jeden Ablösungsdienst einen (Adventskalender) bekam, der am Morgen nach dem Abreissen des Zettels den neuen Stand der noch auszuharrenden Tage bis zum nächsten Urlaub anzeigte. Lachten wir darüber, nicht ohne uns die Zahl auch zu merken, dann lachte er mit, still und ohne uns die Spässe übelzunehmen, so wie er auch die oft entsetzlich rauhen Gespräche nach dem Lichterlöschen auf ausdrückliche Anfrage – «He, Walter, was meinst du dazu?» – mit einem verständnisvollen, manchmal aber auch verlegenen Lächeln als mitgehört quittierte. Doch oft packte ihn der dabei verzapfte Unsinn so sehr, dass es ihn schüttelte. Das waren wohl jene seltenen Augenblicke, wo es auch ihm im Dienst gefiel.

Nachsichtig andern gegenüber, war er mit sich hart. Keinen Strapazen wich er aus; er suchte sie geradezu auf. Das kam uns zugute, denn wenn Freiwillige gesucht wurden, meldete er sich, opferte er den Ausgang, damit ein anderer nicht zu kurz komme. Er war ein idealistischer Kämpfer für Frieden, Freiheit, Völkerversöhnung und gegen alles, was Kampf, Krieg und Unterdrückung hiess. Was er, dem Nächstenliebe alles bedeutete, an Hass

aufbrachte, galt dem Faschismus, dem Nationalsozialismus, galt Hitler und den andern Hunden unterm Hakenkreuz. Das gab ihm den Halt, den Dienst unter der Waffe, der uns von diesen Mächten aufgezwungen worden war, durchzustehen. Als Antimilitarist war er ein vorzüglicher Soldat: zuverlässig, rasch, immer bereit, jeden Befehl sofort auszuführen – was nicht in jedem Fall, und gleich alles auf einmal, von uns anderen gesagt werden konnte.

Man hatte mit ihm allein zusammen auf einer Patrouille seine liebe Mühe, ihn so weit zu bringen, dass man den vorgeschriebenen Parcours abkürzte, einige Meldungen fingierte, ein vorgesehene Kontrollkroki nach der Karte oder im besten Fall nach einer Postkarte zeichnete, bei allzu vielen Kilometern ein Stück weit mit der Bahn fuhr, die erübrigte Zeit hinter einem Glas verbrachte und dann doch genau zur rechten Zeit in gespielter Atemlosigkeit am befohlenen Ort eintraf. Nur einmal gelang es leicht, ihn für eine Variante zu gewinnen, als ein Abstecher vom vorgeschriebenen Kurs ihm die Möglichkeit bot, schnell zu Hause vorzusprechen. Aber welche Mühe, ihm nachher tretend an der Seite zu bleiben, als es galt, den Rückstand auf die Marschtabelle wieder aufzuholen!

Ihm war Befehl Befehl und Dienst Dienst. Als er einmal einen Mann, der bei der Sperrzone den Befehl, anzuhalten, nicht beachtet hatte, aufs Regiment führen musste und ihm dieser dabei entgegenwollte, riss er das Gewehr in Anschlag, glücklicherweise ohne zu schiessen.

Das war der Reflex eines echten Soldaten, eines Mannes, der mit seiner sanften Stimme und seinem unauffälligen Wesen viele über seinen Mut und seine Entschlossenheit täuschte. Wir kannten ihn wohl, ihn, der in weltanschaulichen Fragen hart und hartnäckig diskutieren konnte; wir kannten aber auch den andern, den empfindlichen, scheuen, nie ganz bei uns anwesenden Mann, der am Abend anstatt mit in die Beiz zu kommen, lieber auf einen nahen Hügel stieg, von wo aus er weit in der Ferne hinter sieben Bergen sein Zuhause wusste, ja vielleicht ein bisschen zu sehen vermeinte. Dann war es wohl oft so, als täte er das für alle und rufe für jeden von uns auch einen Gruss in jene Richtung, so dass wir eigentlich dann mit gutem Gewissen an die Tische sitzen konnten.

Selten sass er mit dabei, und meistens nur, wenn wir während einer militärischen Übung sozusagen von Dienstes wegen eine Wirtsstube betreten hatten. Als wir einst in einem Gasthofkeller, wo der Kommandoposten eingerichtet war, Konserven aus dem Gestell angelten und uns zusätzlich verpflegten, dabei auch dem Walter eine Ration zukommen und ihn hernach dummerweise wissen liessen, dieser Rollmops mit Ananas sei, wenn auch requiriert, dennoch gestohlen, verursachte ihm das für einen halben Tag Bauchweh, was auch sonst verständlich gewesen wäre.

Walter H. war so etwas wie der versteckte gute Geist des Zuges, wenigstens in dem Sinne, als er uns immer wieder gewisse Grundfragen des Lebens neu zu durchdenken zwang, und auch

dadurch, dass er mit seiner ruhigen Art, mit seinem lauterem Charakter und dem allgemein mässigenden Einfluss, den er ausübte, uns doch ein wenig davon abhalten konnte, nicht allzu oft und nicht allzu sehr den Soldaten in Wallensteins Lager zu gleichen.

Noch lange trugen wir Einzelheiten zum Bilde des Verstorbenen zusammen, so dass er uns mit der Zeit fast deutlicher vor Augen stand als damals, da alle zu nahe aufeinander lebten, um jeden in seiner wahren Eigenart erkennen zu können.

Als wir uns dann voneinander verabschiedeten, hing wohl jeder jenen Gedanken nach, die immer die gleichen sind, wenn aus einer Einheit, die lange Jahre zusammengehalten hat, plötzlich einer hinweggegangen ist.

Auf dem Hintergrund des militärischen Mosaiks, wie es sich wohl von Jahr zu Jahr immer etwas weniger deutlich zeigt, wird sein Bild als das eines wesentlichen Menschen für uns die Leuchtkraft behalten.

Militärisches Mosaik

Im Blick zurück in jene fernen Jahre, die der ‚Landi‘ folgten und durch die Tatsache einer neuen ‚Expo‘ in der Erinnerung eine Art gespenstischer Wiedergeburt erfahren, zeigen sich oft kleine Szenen, die wie herausgeschnitten aus ihrem Zusammenhang wirken und kaum mehr mit Sicherheit einer bestimmten Zeit zugeordnet

werden können. Sie eignen sich aber vorzüglich für ein militärisches Mosaik, wie es sich jeder Soldat aus seinen eigenen Erinnerungen selbst zusammenstellen könnte.

Da war die Sache mit der Erdtemperatur. Um sie festzustellen, hatte jeden Tag einer des uns eine Zeitlang angeschlossenen Gaszuges den Auftrag, morgens noch vor der Tagwache und extra von einer ohnehin diensttuenden Weckdonnaufgabe aufgejagt, ein Thermometer draussen in den Boden zu stecken. Getreulich und genau wurden denn auch die Zahlenwerte in eine Liste eingetragen, bis einmal der kontrollierende Chef die Beobachtung machte, dass trotz den notierten Graden an keinem dieser Tage einer der Messleute beim einsamen Wetterhäuschen anzutreffen gewesen war. Und doch ging alles mit rechten (aber nicht erlaubten) Dingen zu; hatten nämlich sich diese intelligenten Meteorologen einen Blumentopf vors Kantonnementsfenster gestellt, worin sich bequem und sozusagen liegend das Gewünschte ablesen liess. Dazu war es, wie befohlen, Erdtemperatur. Daran liess sich nicht rütteln. Trotzdem wurde dann der Topf auf das Blumenbrett der Abwartfrau zurückgetragen, obwohl der Obermeteorologe ihn am liebsten einem seiner einfallsreichen Gasmesser an den Kopf geworfen hätte.

Da war das mit dem Stein im Tornister dessen, der Jakob hiess und von heftigem Temperament, um nicht zu sagen jähzornig

war. Gleich nach dem Befehl «Säcke aufnehmen!» verrieten wir ihm, dass er einen ganz ordentlich grossen Stein mitschleppe, und dabei hatten wir bereits dreissig von den fünfundvierzig Kilometern hinter uns. Einmal in Gang gesetzt, gab es bis zum nächsten Stundenhalt kein Austreten, schon gar nicht aus diesem Grund. Unaufgeklärt, hätte er vielleicht die verstärkte Gravitation seiner Ermüdung zugeschrieben. Nun aber mit der Gewissheit weiterzumarschieren, ein zusätzliches Gewicht zu tragen, machte dieses noch um Kilogramme schwerer. Er fluchte fünfzig Minuten lang in sich hinein und bekam dabei einen immer rotem Kopf. Wir kannten dieses Anzeichen und sahen uns vor. Kaum lagen die Säcke am Boden, verschwanden wir schleunigst aus seiner Nähe und drückten uns dafür beim Chef herum, der uns zwar misstrauisch musterte, bis er den Jakob entdeckte, der uns wutentbrannt den Brocken nicht vor, sondern auf die Füsse werfen wollte, ihn dann aber auf energischen Befehl mit einem dumpfen Laut in die Wiese fallen lassen musste. Von uns hiess es respektlos, wir seien immer die gleichen Schafsköpfe. Sollte es wirklich ‚Köpfe‘ geheissen haben?

Da war das mit den Nussgipfeln. Trester und Kräuter hatten uns an einem inoffiziellen und geheimen Zugsabend in einer trüben Höhle etwas auf Touren gebracht, und nun verlangten wir nach einem besonderen Spass. Wir suchten lange vergebens, bis einem, der gerade einen Nussgipfel ins Gesicht stossen wollte, zu-

gleich der surrende Ventilator auf- und damit das Erhoffte einfiel.

Als wir mit dem Schnetzeln begannen, waren bereits ein paar vors Haus geschickt worden, um genau festzustellen, wieviel und ob es in der richtigen Reihenfolge draussen ankomme. Aber von Reihenfolge konnte keine Rede sein, auch fehlte immer einiges, das dafür in der ganzen Wirtsstube, deren zivile, aber nicht zivilisierte Gäste begeistert mitmachten, herum und diesen und uns an die Köpfe flog. Wir hatten noch am andern Morgen braunen Brei in den Haaren, unter denen es im Kopf drin brummte wie am Abend zuvor im überlasteten Ventilator.

Ein unmenschliches Frühturnen normalisierte uns aber in kurzer Zeit. Der Chef hatte wieder einmal, als er uns in die Augen blickte, die richtige Diagnose gestellt und gleich auch die entsprechende Therapie gewählt.

Wir hätten ihn einladen sollen.

Da war das mit der blinden Munition, die wir unverantwortlicher Weise nicht ihrem vorgesehenen Zweck des abschreckenden Knallens zuführten. Schuld daran war – da sieht man's wieder – die Musse, die man uns in einem Wäldchen gewährte, bis der Kampf endlich losbrach. Dann aber knallte es nicht, und das fiel auf. Das Forschen nach dem Grund war so bohrend, dass endlich einer gestand, wir hätten die Patronen ausgehöhlt, also die Holzzäpfchen einfach abgewürgt und das Pulver ausgeschüttet.

Wenn man dann die rötlichen Körnchen in einer fadendünnen Schnur über den Boden zog und am einen Ende anzündete, wanderte das zischende Flämmchen eilig zum andern hin. Ein unterhaltsames Spiel – aber nur in unseren Augen, und auch nur mit schlechtem Gewissen zu genießen.

Der Chef blieb stumm. Dieser Schwachsinn ging ihm zu Herzen. Einer fand dann immerhin eine recht einleuchtende Erklärung: wir hätten nämlich ausprobieren wollen, ob sich auf diese Weise bei einer improvisierten Sprengung eine fehlende Zündschnur ersetzen lasse, was tatsächlich mit einer Pulverspur möglich sei und sich einmal als nützlich erweisen könne.

Auch auf diese Erklärung hin blieb der Chef stumm. Ich glaube mich erinnern zu können, dass es einige Zeit dauerte, bis wir seine volle Achtung wieder gewonnen hatten.

Da war das mit dem Fernlenksystem durch Morsen. Einer unter uns hatte – seine ausgesprochenen Fähigkeiten lagen auf anderm Gebiet – einige Mühe mit der Landschaft. Jene Patrouillenübungen, wo er eine Karte mit eingezeichnetem Zielpunkt in die Hand gedrückt bekam, zusammen mit dem Befehl, den Zug nun dorthin zu führen, machten ihn so unglücklich, dass wir jedesmal helfend eingriffen. Sobald die Schwierigkeiten begannen und sich Wegspinnen, Gabelungen und andere geographische Hindernisse zeigten, begann einer der Kartenspezialisten inmitten unseres bei solchen Unternehmungen stets fröhlichen Radfahrerbundes ein

Liedchen zu pfeifen, in das aber ganz unauffällig ein Refrain eingebaut war, das heisst entweder eine Kadenz mit Punkt-Strich-Punkt-Punkt oder mit Punkt-Strich-Punkt am Schluss. Dieses L und R, links und rechts, genügte. Wie an einem unsichtbaren Leitseil bewegte der heimliche Befehlsempfänger die Lenkstange richtig und fuhr am Schluss genau aufs Ziel zu, so dass der Chef mehr als einmal seinem Staunen darüber Ausdruck gab, dass gerade dieser Mann, der bekanntlich weder recht krokieren noch mit dem Kompass umzugehen verstehe, trotzdem wie ein Nachtwandler durchs Koordinatennetz ziehe, ohne darin hängen-zubleiben. Es war ein schönes Lob – für den Pfeifenden.

Da war jenes andere Fernmeldesystem mit Semaphor. Befestigt war er an einem Häuschen, und dieses Häuschen stand in einer grünen Wiese, weit entfernt von unserem Kantonement, das sich zu jener Zeit in einer verlassenen Villa auf dem Lande befand. Da wir wohl deren Schwimmbecken, aber nicht die Toilette benutzen durften, kam dem Signalarm erhebliche Bedeutung zu. Der Code war schnell gelernt: Arm draussen – jemand drinnen; Arm nicht draussen – Platz drinnen. Das ersparte manchen unnützen Gang; widerliches Warten kurz vor dem Ziel und gemüchlichkeitsraubendes Poltern an einer Türe, die man aber gefahrlos auch offenstehen lassen konnte, sofern man zugleich noch der Inspiration durch die Landschaft bedurfte.

Eines Tages bemerkten wir plötzlich während des Badens, als wir nach einem Tauchturnier aus dem Wasser stiegen, unten im Wiesengrunde wildes Hebeln, das offenbar die Durchgabe einer Meldung ankündigen sollte. Sie kam denn auch bald, erschauernd eingeleitet durch das weltbekannte Punkt-Punkt-Punkt; Strich-Strich-Strich; Punkt-Punkt-Punkt, und hiess schlicht: Strich-Punkt-Punkt-Punkt; Punkt-Punkt; Strich; Strich; Punkt. Punkt-Strich-Strich-Punkt; Punkt-Strich; Punkt-Strich-Strich-Punkt; Punkt-Punkt; Punkt; Punkt-Strich-Punkt. Oder kurz: SOS, bitte Papier! Gut, konnte er sofort haben. Wie ein Marathonläufer mit der Fackel sauste ein Meldeläufer mit der Rolle, deren eines Ende im Wind flatterte, hinunter an die Notstelle.

Nicht auszudenken, was geschehen wäre, wenn wir nicht alle das Morsen beherrscht hätten.

Da war das mit dem Üben des Morsealphabetes. Pflicht und Vergnügen fielen dabei zusammen, wenn man nachts als einsame Wache mit einer andern einsamen Wache in Fernverbindung treten konnte. Stand nämlich einer am Südportal, ein anderer am Nordportal eines Schulhauses, es konnte auch das Ost- und Westportal sein, und befand sich in der Nähe eines jeden Standorts der Schalter für die elektrische Beleuchtung des Vorplatzes, lag es nahe, dieses bereits bestehende Telekommunikationssystem auch zu benützen. Ein Lichtblitz auf der einen Seite wurde über die

rings mitangeleuchteten Hauswände, Bäume und tiefliegenden Wolken auf der andern deutlich wahrgenommen. Die Verbindung liess sich bei geeigneten Posten und günstig gelegenen Lichtquellen über weite Strecken hinweg aufrechterhalten, unter Umständen von einem Dorfende zum andern, ja sogar noch darüber hinaus bis zu fernen Weilern.

Eine solche nächtliche Unterhaltung sah dann wie die Zwiesprache unter Blitzen aus oder wie rhythmisiertes Wetterleuchten – auf alle Fälle ein wenig nach Weltuntergang und Seenachtsfest in einem. Erstaunlich übrigens, wie schnell dabei zwei Wachestunden vorübergehen konnten. Über die Inhalte der gemorsten Meldungen besteht heute keine genaue Vorstellung mehr.

Als uns über die geheime Leitung vom Bataillonsbüro her die Nachricht erreichte, man suche in unserem Frontbereich nach Spionen, die sich zur Nachtzeit Botschaften zublicken würden, waren wir – in des Wortes genauester Bedeutung – blitzartig im Bild und gaben sofort den Befehl optischer Funkstille durch.

Da war das mit unserer Musik. Sie spielte grossartig, wenn sie wollte, wenn nicht: fürchterlich falsch. War es soweit, dass sie die Noten auch bei bester Beleuchtung nicht mehr deutlich sahen und plötzlich auch nichts mehr auswendig konnten, wusste der Hauptmann, den wir mit Recht Vater der Kompanie nannten, dass es höchste Zeit sei, den Bläsern, Trommlern und Paukern

wieder einmal einen verlängerten Ausgang *zu* gewähren. Wie ergreifend schön sie dann hernach *zu* spielen vermochten, wenn sie abends zum Zapfenstreich durch die Ortschaft zogen oder am Sonntagmorgen einen friedlichen Tag, der zwar meistens eine Feldpredigt, doch auch ein besseres Mittagessen und vor allem nachmittäglichen Ausgang versprach, passend eröffneten. Bei einer solchen Gelegenheit standen sie auch einmal, weil er ihnen aus der eigenen Tasche neue Noten gekauft hatte, genau unter dem Fenster, wo der Major schlief. Als der nun seinen Lieblingsmarsch hörte, gebot es die Etikette, sich zu zeigen, wie das bei Ständchen so üblich ist. Alle sahen denn auch hinter dem Sims seine korrekte obere Hälfte mit Waffenrock, Mütze und salutierender Hand daran. Die Ordonnanz aber, die glaubte, bei Majors sei nun endgültig Tagwache, und deshalb ins Zimmer getreten war, sah auch die Rückseite, die von der Mitte weg gegen den Boden hin vom untern Ende eines langen Nachthemdes beherrscht wurde.

Da war das mit dem Krok. Darunter ist nicht etwa eine Koseform für Krokodil zu verstehen, sondern das französische ‚croquis‘ für eine schematisierende Gelände- oder Planskizze. Doch darüber hinaus belegte der Ausdruck noch einen ganz anderen Sachverhalt, wie gleich ersichtlich sein wird.

Beim Halt während einer wilden Manövernacht drangen wir in einem alten Bauernhaus durch den Stall hindurch auch zu einer

leerstehenden Kammer vor, deren Bewohner, der Knecht, ausgezogen sein musste. Ohne recht eigentlich zu wollen, legten wir zwei uns aufs Bett, schlossen die Türe und schnarchten bald, bis später Kamerad Emil sich gedrängt fühlte, mir eine wichtige Mitteilung zu machen. Er habe es endlich gefunden, nun wisse er... Gut, schön, dass er es wisse, und schon wollte ich wieder einschlafen. Doch er liess nicht locker, bis ich es auch so hörte wie er und das Wort erkannte: dieses ‚croquis, croquis, croquis‘ des unermüdlich Französisch sprechenden Weckers.

Eine Kleinigkeit, zugegeben; aber noch heute, wenn ich einen Wecker ticken höre, kommt mir neben vielem andern des militärischen Mosaiks auch jenes nicht gerade frisch angezogene Bett in den Sinn, auf dem wir für eine Weile Ruhe und auch Zugang zur Sprache eines Uhrwerks gefunden hatten.

Da war das mit den Steigeisen. Sie sahen aus, als stammten sie aus der älteren Eisenzeit. Angefertigt hatte sie auf Veranlassung des Chefs ein Grobschmied. Sie sollten dazu dienen, in den Kronen höchster Bäume Hochsitze einzurichten zur Beobachtung der Welt und der in ihr sich abspielenden feindlichen Bewegungen. Aber nicht einmal ein Tarzan wäre mit ihnen eine Telephonstange hinaufgekommen; entweder hätten sie ihm die Knochen gebrochen oder die Stange zersplittert. Trotzdem mussten wir sie

als schwankende Last auf dem Gepäckträger in viele Manöver mitschleppen, ohne sie verwenden zu können – höchstens um beim Abkochen die Kübel daraufzustellen. Nur einmal erreichte einer unter unmenschlichen Anstrengungen den zweiten Stock einer Tanne. Dann aber hörte man es plötzlich gefährlich rauschen – und herunter kam nicht der Mann, aber eines der Steigeisen und bohrte sich tief in den Waldboden ein. Der Kletterer selbst hing oben wie ein erstarrter Gibbon an einem Ast und rief klagend nach unten, er sei verloren; nur eine Leiter könne ihn noch retten. In aller Hast wurde sie denn auch im nächsten Bauernhof geholt.

Wir konnten dem Geretteten unsere Achtung nicht versagen; als guter Turner hatte er die pädagogisch wirksame Szene ausgezeichnet gespielt. Die Steigeisen wurden dann dem Train ausgeliehen, der sie als Radschuhe gebrauchte.

Da war das mit der Gamelle, die zu benützen jeder Soldat eine unüberwindliche Abneigung hat, nicht, um nicht ,aus dem Blechnapf fressen zu wollen, sondern um diesen hernach nicht reinigen zu müssen. Mit Grasbüscheln, Sand und kaltem Wasser: eine Schmiererei sondermassen, und etwas anderes an Putzmitteln gab es eben dort meistens nicht, wo man auf die Gamelle angewiesen war, die ein ganzes Wochenmenü als Sedimente enthalten konnte, bevor sie sich völlig zuschloss. Da war jeder Notbehelf recht. Auch eine Schuhschachtel, selbst auf die Gefahr hin, dass

nach einigen Gängen schliesslich der Boden durchbrach und man den Mais auf den Schuhen oder Knien hatte.

Einen geradezu poetischen und gemütlichen Ersatz fand einer auf einem Abfallhaufen: ein noch ganzes Goldfischglas aus der Zeit des Jugendstils. Die Durchblicke, die es in die untern Schichten der Speisen bot, der Suppe etwa, wo der Spatz wie ein Mesoskop der Wand entlang schwamm, hatten etwas Tiefseehaftes; oft erinnerten sie auch, bei Randen und Kartoffelstock zum Beispiel, an tachistische Kunst.

Da war das mit der Sanität, mit der in gutem Einvernehmen zu leben seine Vorteile hatte, nicht etwa in der Hoffnung auf einen längern Aufenthalt im Krankenzimmer; davor hütete man sich, solange es nur irgend ging, denn einem Kuraufenthalt kam das nicht im Entferntesten gleich; dem stand die dort mit Absicht tödlich langweilig gehaltene Atmosphäre entgegen. Soldaten gehören ja schliesslich ins Feld und nicht ins Feldbett, solange ihnen der Kopf nicht abgefallen ist, wobei blutwurstartige Blasen an Fusssohlen, Undefinierbares in den Innereien und Schäden am äussern Verputz noch zu den Bagatellfällen zählten.

Sonst aber konnten die Sanitäter – in diesem Zusammenhang muss mit Dankbarkeit des Sanitätssoldaten Bietenholz gedacht werden – ganz nützliche Dienste leisten, etwa wenn sie um den beim Annähen eines Knopfes angestochenen Finger einen gleich die ganze Hand miteinbeziehenden riesigen Keulenverband bau-

ten, der wohl Spaziergänge, aber weder Gewehr- noch sonst einen andern dienstlichen Griff gestattete: ein uralter Trick, der seltsamerweise noch nie von einem Vorgesetzten zu entlarven versucht worden ist. Es muss ein Tabu dahinterstecken.

Da war das mit den Gerüchten, harmlosen selbstverständlich: zu erwartende Urlaubhüttenfeste, Gratisabgabe von Massuniformen, Fassen von künstlichen Rasenziegeln und ähnliches. Wir streuten sie auf unseren verschiedenen Kuriergängen da und dort aus, um ihre Verbreitungsgeschwindigkeit wissenschaftlich festzustellen. Manchmal hatten sie unsere Einheit erreicht, noch bevor wir selbst, die sie doch in Umlauf gesetzt hatten, wieder von unserem Gang zurück waren. Die Ergebnisse unserer Forschungen waren erstaunlich. Das ging sozusagen direkt durch die Luft. Etwas länger, aber nicht viel, dauerte es, wenn wir die Nachrichten einer zivilen Person zukommen liessen. Die Verbindung Volk und Armee spielte auch hier. Als günstigste Verbreitungsherde erwiesen sich natürlich die Wirtschaften.

Noch bevor wir weitere Untersuchungen auf diesem wehrsoziologisch aufschlussreichen Gebiet anstellen konnten, kam vom Hauptmann das strikte Verbot, mit solchem Schwachsinn aufzuhören. Er war der Sache auf den Sprung und durch ein Gerücht auf unsern Zug gekommen. Es gab eben auch wahre Gerüchte.

Da war auch noch das mit dem Tarnen. Eine ernste Sache. Die Mimikry sollte so vollständig wie möglich sein, klar, wie beim Chamäleon, der Mann also im besten Fall überhaupt nicht mehr vom Untergrund zu unterscheiden. In einem Wort: gut getarnt, hiess optisch ausgelöscht. So willkommen das uns in gewissen Fällen gewesen wäre, unsichtbar konnten wir uns leider nie machen.



Tarnen verlangte Phantasie, obwohl die Anweisung denkbar einfach lautete: tarne mit dem, was die Umgebung charakterisiert: mit Gras auf der Wiese und im Sommer dort mit Heu, mit Zweigen zwischen Bäumen, mit Staub auf der Strasse, mit Erde im Acker, mit Kies auf dem Schulhof, mit Ziegeln auf dem Dach, mit Salat in der Gärtnerei (oder, wenn dort Veilchen vorherrschen, eben mit diesen), mit Fischen im Schlauchboot, mit Fliegen auf dem Mist, wenn man nicht diesen selbst wählt. Man sah oft ganze Wälder von Birnam dahermarschieren, obwohl die wenigsten jene Szene im 4. Aufzug von Shakespeares «Macbeth» kannten, wo das Tarnen mit ganzen Bäumen klassisch beschrieben ist.

Nicht immer war es leicht, die entsprechenden Substanzen an uns und den Geräten zu befestigen; war's dann soweit, wechselte man plötzlich von der Wiese ins Geröllfeld und konnte dort doch nicht – aus Fliegersicht gesehen-wie ein Häufchen Spinat sitzen, da mussten Felsbrocken her.

Ein Maximum an Tarnung bei bescheidenem Aufwand leistete jener, der Posten bei einer Scheiterbeige stand und sich einen ganzen Kranz Scheitchen in das Gummiband des Helms gesteckt hatte. Obwohl es ihm den Hals tief in den Kragen drückte, harrete er, vom Feind als Aufstockung der Scheiterbeige genommen, stundenlang aus. Er kam dann wegen Genickstarre ins Krankenzimmer. Seine Krankengeschichte konnte am Schwarzen Brett von Tag zu Tag verfolgt werden.

Das Schwarze Brett

Schwarz sahen wir oft. Wie zum Beispiel damals, als einer am Abend von der Küche die Nachricht brachte, er habe dort schön aufgereiht und eingepackt zum Mitnehmen achtzehn Zwischenverpflegungen auf dem Tisch gesehen. Das war in der Tat insofern beunruhigend, als wir, die Führung eingerechnet, genau achtzehn Mann zählten, und wäre einer im Urlaub gewesen, dann hätten bestimmt siebzehn Päckchen dort gelegen. Bei der fast absoluten Gewissheit, das Opfer eines nächtlichen Alarms zu werden, nun doch unter die Decke zu kriechen, verlangte ein grosses Mass an Selbstüberwindung, auch wenn man ja trotzdem bald schlief – bis des Wachtmeisters Stimme, geladen mit der übertriebenen Munterkeit dessen, den man bereits aufgescheucht hat, uns schmerzend ins Gehirn drang. Jedem von uns ist immer noch eine auf diese Weise begonnene Winterpatrouille auf den Rigi in Erinnerung, als wir an Eisglasuren ausrutschten, bis zur Unsichtbarkeit im Schnee versanken und doch am Morgen irgendwo oben auf dem Gipfel zum Vorschein kamen. ‚Gaudeamus Rigitouo hiess später eines der am meisten gesungenen Lieder am Schwarzen Brett.

Also schwarz sahen wir oft, und selten umsonst. Und ein Brett hatten wir gelegentlich auch vor dem Kopf, zumindest nach der Ansicht jener, die auf der andern Seite des Brettes standen und versuchten, durch es hindurch bis zu uns vorzudringen. Da wir

das aber ja gar nicht von ihnen verlangten, liessen uns diese Bemühungen meistens ziemlich gleichgültig. Das Brett erwies sich sogar sehr oft als geradezu nützlich. Es wirkte wie eine Schutzwand.

Etwas einfach nicht gehört zu haben, galt noch nicht als ausgesprochene Befehlsverweigerung. So etwa, um nur einen leichteren Fall zu erwähnen, wenn aus scheinbarer Unkenntnis der Ausgangsrayon überschritten wurde und man dann zu seinem Erstaunen in der Nachbarortschaft auf einige nähere Vorgesetzte stiess, die auch auf weniger überfüllte Wirtschaften ausweichen und in neue Jagdgründe vorstossen wollten. Es lag auf der Hand, dass in diesem besonderen Fall nicht gegen die unerwünschten Mitwisser hinter ihrem Brett vorgegangen werden konnte.

Von solchen Exkursionen stand manchmal eine Menge am Schwarzen Brett zu lesen – Dinge von derartiger Belanglosigkeit, dass man eben Soldat sein musste, um sie richtig würdigen zu können.

Schwarz und Brett, das ergab zusammen, wie nun bereits in aller Deutlichkeit klar geworden sein dürfte, dieses Schwarze Brett, eine von uns eingeführte Einrichtung, die sich aus mannigfachen Gründen gut bewährte: als Abreaktionsinstrument für uns, als reiche Bildungsquelle für Vorgesetzte und für sie überdies als kostenloser Test, wo sie ablesen konnten, wie ihre Bemühungen um uns aufgenommen wurden, wo auch alles verzeichnet war, was unserer Ansicht nach nicht nur über die Hut-, sondern auch

über die Putzschnur ging. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, dass auch Aphorismen angeschlagen wurden; deren einer hiess: «Der Abstand zwischen Erde und Mond ist länger als die Putzschnur», eine Binsenwahrheit, zugegeben, doch war sie noch lange nicht Allgemeingut.

Dieses Schwarze Brett ersetzte in einem gewissen Sinn die komische Einrichtung des (dienstlichen Gesprächs». Was allenfalls vorzubringen war: hier stand's geschrieben, gezeichnet oder sonstwie symbolisiert, das meiste aber in der Art einer sogenannten gereimten ‚Galerie‘, wobei auch hier die Form den Inhalt adelte, besser: entschärfte, was oft dringend geboten war. Keiner der berühmten Zeitgenossen in unserem Dienstbereich, wir mit eingeschlossen, kam um sein ‚Porträt‘ herum. Keiner war sicher, nicht eines Tages dort seinen Steckbrief lesen zu können. Das erklärte die allgemeine Anziehungskraft dieses Schwarzen Brettes, dessen Anschläge stets alle gut verpackt mit disloziert wurden. Es kam sogar vor, dass auch höhere Herren aus anderen Zügen sich heimlich in unser Kantonnement einschlichen, um sich informieren zu lassen, sachlich und genau.

Am Schwarzen Brett standen im Laufe der Jahre auch alle jene Ereignisse verzeichnet, und auch sie oft nur in verschlüsselten Andeutungen, die in den hier vorliegenden Erinnerungen höchstens als Zensurlücken erscheinen könnten. Wer aber ein Auge für jene Buchstaben hat, die zwischen den Zeilen stehen, wird doch einiges davon wenigstens ahnen, und das genügt.

Fast alle diese Bänkelsängerblätter existieren heute noch und sind archiviert in unserer alten Velokiste, die zur Zeit bei einem Drogisten im Keller zwischen Giftflaschen untergebracht ist und dereinst einmal in einem schweizerischen Armeemuseum – gleich neben den Steigeisen – Platz finden könnte, auch wenn sie eigentlich nicht zum Korpsmaterial gehörte, sich diesen Rang aber mit der Zeit dank ihrem blossen Vorhandensein eroberte und bei Dislokationen von den Verladern aus dem Magazin sogar abgeholt wurde – und dabei enthielt sie, die doch für Velomaterial bestimmt war, ausser ein paar brüchigen Ventilschläuchlein all jenes persönliche Gepäck, das wir nicht selbst mitschleppen wollten. Diese von einem Dorfschreiner genau nach dienstlichem Muster verfertigte Kiste war eine unserer praktischsten Erfindungen.

Von den harmloseren Moritaten, die vom Schwarzen Brett aus den Weg in die Welt antraten (in die nähere Umwelt), können natürlich ohne Weiteres einige bekanntgegeben werden, das heisst nicht sie, sondern die Anlässe, die zu ihrer Entstehung führten: alles recht unerhebliche Vorfälle, die aber gleichwohl alten Soldaten Spass bereiten mögen.

Wer – um mit einer wesentlichen Frage zu beginnen – ist in der Schweizer Armee schon in Pantoffeln zum Hauptverlesen angetreten? Für einen Militärkopf, einen von damals natürlich, mag allein schon die Frage einem Verstoss gegen die Hofetikette

gleichkommen. Was erst, wenn er den Anblick hätte wirklich ertragen müssen, an einem solch feierlichen Anlass hinten zwei in Achtungstellung aufgepflanzt zu sehen, bei denen das Absätze-zusammenschlagen nur einen dumpfen Laut ergab, weil sie in Pantoffeln, im Übrigen aber nach Vorschrift korrekt angezogen dastanden! Die zwei gehörten zu unserm Zug. Sie hatten sich nach dem innern Dienst als Behaglichkeitsspiesser in halbziviler Ausrüstung hinters Haus ins Gärtchen gelegt und dann plötzlich, noch vom Schlaf verstört, kaum Zeit gefunden, in den Waffenrock zu schlüpfen; für ganz unten reichte es nicht mehr. Da die Zeremonie eben angelaufen war, fielen sie zunächst als die hinten gerade noch in einer Lücke Untergekommenen nicht weiter auf. Gefahr kam lediglich daher, dass sich von ihnen aus langsam gegen vorn unbändige Heiterkeit mit entsprechendem Kopfdrehen ausdehnen wollte. Die Achtungstellung half dem ab, und schon beim ‚ab‘ des Wortes ‚abtreten‘ stoben die beiden mit fliegenden Finken davon zu ihren noch ungeputzten Schuhen.

Als sich später einer der unteren Oberen näher über eine gewisse Unruhe im Abschnitt Nachrichtenzug erkundigte, und man ihm sagte, es seien zwei, um leiser aufzutreten, in warmen Hausschuhen erschienen, nahm er es für einen unsäglich blöden Witz. Genau das war aber der Witz!

Ein ähnlicher Fall, nur viel harmloser, war der mit dem Béret, das einer beim Antreten vom innern Dienst her, wo er dieser Marotte frönte, noch immer trug, ohne im Augenblick daran zu den-

ken, und von den andern absichtlich nicht darauf aufmerksam gemacht. Als der Chef die neue Kopfbedeckung der Schweizer Armee (wenigstens vorläufig in einem Einzelexemplar) entdeckte, wollte er verständlicherweise mehr wissen. Doch erst nach einem verdutzten Griff des auch sonst beredten Mannes an seinen Kopf kam die, zwar sogleich überzeugende Antwort, er sei zur weiteren Ausbildung zu den Alpini abkommandiert. Trotzdem musste unverzüglich die alte Policemütze mit ihrem eingesunkenen First wieder her.

Das letzte ausserordentliche Ereignis im Zusammenhang mit einem Hauptverlesen ging darauf zurück, dass ein paar von uns nach dem schneller als vorgesehen beendeten Abfüllen von Lmg.-Magazinen in dieser Tätigkeit auf anderm Gebiet fortfuhren. Als sie dann knapp zur Zeit hinten einigermassen geschniegelt antraten, stand einer von ihnen nicht mehr ganz sicher in den Ausgangsschuhen. Ohne lange zu überlegen, lehnten wir ihn zur Sicherheit an den Gartenhag, der glücklicherweise so nahe war, dass die kleine Lageverschiebung des Mannes die geometrische Ordnung des militärischen Aktes nicht stark störte. Alles ging gut, von vorn war er genau eingedeckt. Auch die ganze Zeremonie nahm, da keine Arreststrafen zu verkünden und also keine Missetäter mit gerollter Woldecke unterm Arm vorn noch anzupfeifen waren, nicht viel Zeit in Anspruch, aber beinahe doch zu viel, denn plötzlich zuckten wir in der letzten Reihe, soweit das

die Achtungstellung zuliess, zusammen: der Mann am Gartenhag war im Kies ausgerutscht und lag am Boden. Da aber im selben Augenblick von vorn das «Ruhn, abtreten!» kam, wirkte es durchaus glaubhaft, zu behaupten, der Mann habe diesen Befehl einfach etwas zu wörtlich genommen. Aber wir waren dann doch bemüht, schnell so viel Gras wie möglich über diese Sache wachsen zu lassen, um sie so gut zu tarnen wie unseren Bunker.

Der vergraste Bunker

In dieser Rückschau voll Lücken, die mit einem letzten Blick auf den vergrasteten Bunker zu Ende geht, wollte nur die Rede sein von einfachen Erlebnissen, wie sie der militärische Alltag einem Soldaten bescheren konnte. Über das politische Geschehen und den Krieg sprachen wir natürlich oft. Die Radionachrichten wurden zuzeiten von einem ins Dorf abgesandten Kurier als Stenogramm auf unsere abgelegensten Arbeitsplätze gebracht, sofern er überhaupt zurückkehrte und nicht gleich dort so lange wartete, bis wir zum Essen auch eintrafen, und dann mit der Ausrede kam, er habe auf noch wichtigere Meldungen lauern wollen. Dieser im Tagesbefehl nicht vorgesehene Posten war sehr begehrt.

Die Diskussionen füllten manchmal ganze Wirtschaften und erstreckten sich oft bis in die Schlafenszeit hinein. Aber alle diese

Kommentare der Weltereignisse konnten im Grunde unser soldatisches Dasein weder verändern noch sonst beeinflussen, denn mit dem Einrücken war für jeden die Aufgabe klargestellt worden. Über die Pflicht, unter den Waffen zu stehen, verloren wir nie ein Wort. Darüber zu schimpfen, war etwas anderes.

Gab es da und dort in unserer Nähe, nicht aber in unserem Zug, etwa einen, der sich anfänglich von der Wucht der wotanischen Armee und der sie in Gang setzenden Diktatur beeindruckt liess, so wurde er von allen übrigen an die Wand seines politischen Unverständes gedrückt. Wir glaubten mit einer geradezu instinkthaften Sicherheit an den Sieg der Alliierten, selbst in den dunkelsten Tagen. Damit hing wohl zusammen, dass auch an den paar besonders kritischen Daten – wie im Mai 1940 – nicht die geringste Unruhe festzustellen war. Der Dienstbetrieb wickelte sich wie üblich ab, ausser dass natürlich Alarmbereitschaft herrschte und der Ausgangsrayon mit dem kleinsten Zirkel gezogen wurde, wobei er einmal sogar über das Schulhaus nicht mehr hinausreichte.

An diesem Schulhaus kamen wir vorbei, als fast alle vom alten Zug auf die Suche nach dem Bunker gingen, an dem sie rund ein Vierteljahrhundert früher zu bauen begonnen hatten. Zwischen den beiden immer noch stehenden Bäumen war es auch, wo der bereits erwähnte Gewehrgriffwundermann auf der Wache eine Fastnachtsnase trug. Das hatte seinerzeit den zufällig daherkom-

menden Quartiermeister einfach umgeworfen. Es schüttelte ihn, der schon einmal Sinn für zeremonielle Abwegigkeiten gezeigt hatte, damals nämlich, als er erleben musste, wie auf einer Sommersonntagnachmittagswache beim rituellen Grüßen das Gewehr 140'456 ein paar Meter in den Schulhofkies hinausschlitterte. Obwohl er während seiner ganzen militärischen Laufbahn sicher noch nie einen derart räumlich verlängerten Gewehrgriff gesehen hatte, zeigte er dafür grosses Verständnis, nahm die förmliche Entschuldigung an und schenkte auch der Beteuerung Glauben, alles werde wiederholt, nun aber in vollendeter Form. Das Kunststück gelang denn auch trotz einer Helmtemperatur von schätzungsweise 80 Grad Celsius – was ja eben der Grund der Panne gewesen war.

Mit einem gewissen Staunen lasen wir auch die Inschrift über dem Portal des Schulhauses: «Ohne Fleiss kein Preis.» Dieser Spruch war uns damals entgangen, sonst hätten wir uns bestimmt noch mehr angestrengt, obwohl ja eigentlich ausser anerkennenden Blicken aus Vorgesetztenaugen keine Preise winkten. Solche Gunstbezeugungen aber trachteten wir eher zu vermeiden. Nur nicht auffallen: eine alte soldatische Regel. Einen Preis bekamen wir immerhin regelmässig, den für fleissiges Wachestehen, und zwar dort, wo ganz in der Nähe das engere Festungsgebiet begonnen und ein idyllisches Schildwachhäuschen mit Winkeln aus blauweissen Streifen gestanden hatte. Hier spielte sich die sogenannte Hydromanenwache ab. Hydroman, den mit einem Wasser-

wahn Behafteten, nannten wir den alten Mann, der mit einem beweglichen Röhrensystem an heissen Tagen seinen Garten und zugleich die staubige Strasse vor dem Wachtposten besprengte, einmal aber auch den in einem Seitenwagen vorüberfahrenden Feldprediger – sicher eine überflüssige Taufe. Die Hydromanin ihrerseits stellte in schöner Regelmässigkeit stets eine Tasse Tee griffnahe aufs Mäuerchen. Zugegeben: reines Biedermeier. Da war der Tankgraben heroischer, zumindest damals, als wir ihn ausheben mussten.

Wir machten ohne Zweifel, da keiner von Hause aus zu den Erdarbeitern zählte, am Beginn der grossen Bauperiode – ganz im Gegensatz zu später – einen ziemlich hilflosen Eindruck, denn eines Tages umstand uns während ihres Marschhaltes eine Gruppe der Gelben, handfeste Bauerngestalten, die gutmütig grinsend unsere wirren Übungen mit Spaten, Schaufeln und Pickeln bestaunten. So werde das gemacht, und schon sprangen sie in den noch untiefen Graben und baggerten in kurzer Zeit so viel heraus wie wir kaum in einem Tag. Zu unserer Entschuldigung hätten wir anführen können, enttäuscht und zeitweise gelähmt gewesen zu sein vom Anblick des grossen Auszugs, als (im Frühjahr 1940) eine ununterbrochene Autokolonne von einheimischen Flüchtlingen mit dem gesamten Hausrat vom Kassenschrank im halboffenen Kofferraum bis zum Vogelkäfig und den Geranien auf dem Dach, von der Besteckschublade auf dem Vordersitz bis zum

Teppich auf der Motorhaube in die Innerschweiz rollte – knapp an uns im Tankgraben vorbei. Gut möglich, dass auch Angehörige jener – wenn nicht sogar solche selbst – darunter waren, die zu den sogenannten ‚Zweihundert‘ zählten: ängstlichen Defaitisten, die wohl noch nie etwas von einem Uli Rotach gehört hatten und von der Schweizer Presse Mässigung im Ton gegenüber dem nationalsozialistischen Deutschland verlangten. Das alles aber steht auf der Tafel, die in Hochrelief die genauen Angaben unserer Einheit enthält, nicht verzeichnet.

Bevor wir diese Gedenkstätte verliessen, machten wir noch den ehemaligen Standort der Betonmischmaschine ausfindig. Sie zu bedienen, war seinerzeit eine Vorzugsstellung. Es lag ganz im Ermessen des Mannes an der Mischtrommel, dem einen etwas mehr, dem andern etwas weniger in den Schubkarren lappen zu lassen, wobei man nicht selten mit einem «mir wenig, zahle ein Bier» zu beeinflussen versucht wurde. Wer schon einmal auf schmaler Planke eine gestrichen volle Karrette bergauf gestossen hat, wird das verstehen.

Im Übrigen ist der Tankgraben heute aller einstigen Monumentalität beraubt. Die Drachenzähne davor sind mit Flechten überwachsen, die Stacheldrähte unter Gestrüpp verschwunden, und seine Tiefe hat sich um die Ablagerungen eines Viertel Jahrhunderts vermindert.

Der Invasion des Grasses widersteht nichts. Diese weltweite Tatsache wurde uns bewusst, als wir schliesslich vor dem Bunker

standen, der in der Achse des Tankgrabens die befestigte Linie tief im Walde weiterführte. Was uns am meisten und durch alle Jahre hindurch immer wieder wunder genommen hatte, war: ob die Buchen, die wir als kleine Bäume zur Tarnung auf den wieder zugedeckten Betonblock gepflanzt hatten, inzwischen gross geworden seien. Sie waren es. Schon von weitem sahen wir die ein wenig lichtere Stelle, wo sich inmitten von mächtigen Tannen ein riesiger Schildkrötenrücken aus dem mulmigen Waldboden hob, ganz überdacht von hellerem Grün.

Bekannt sind die Gefühle, die uns vor Ruinen erfassen. Hier war es ähnlich. Wir stiegen die von Moos gepolsterte Treppe hinunter, deren feuchte Seitenwände zum Teil schon eingefallen waren, und hämmerten an die verschlossene Eisentüre. Ein Echo wie aus einer Gruft antwortete.

Es war schwer, aus dieser moderigen Unterwelt Erinnerungen heraufzuholen. Erst als wir oben unter den Buchen sassen, begann sich der Wald ringsum langsam mit Gestalten und Geschehnissen von damals zu füllen, als die urtümlichen Arbeitsgeräusche von Erdbauwerkzeugen unser tägliches Leben begleiteten, das sich im grünen Dämmerlicht zwischen den Bäumen wie auf einer unbekanntem Insel abspielte – wochenlang, monatelang...

Dass man – um die Rückschau nicht ins Melancholische abgleiten zu lassen, denn schliesslich liegt ja ein ganz schönes Stück unseres eigenen Lebens hier begraben – auch auf jene Geschichte von den Würmern zu sprechen kommen würde, lag eigentlich auf

der Hand. Angeblich muss es 140'456 gewesen sein, der darauf verfiel, in Regenwürmer Knoten zu machen, um die Intelligenz dieser niederen Lebewesen nachzuweisen. Es gelang ihnen denn auch tatsächlich, sich in kurzer Zeit aus ihren eigenen Schlingen zu befreien. Man schloss sogar Wetten ab. Auf diese Weise lernten wir jene wirbellosen Tiere näher kennen, denen sich schon der grosse Darwin in einer umfassenden Monographie zugewendet hatte.

Dass unser zwar nur selten auf der Baustelle erscheinender Chef diesen Vorführungen nicht gewogen sein werde, war zu vermuten. Er wünsche Fortsetzung der Arbeit und keinen Wurmfortsatz, brüllte er das erstmal, nicht wenig stolz auf seinen Einfall; bis er dann später auch einen Einsatz wagte – und glücklicherweise mit einem aufgeweckten Wurm gewann: eine der riesigen Wähen, die stets als Zwischenverpflegung neben der Werkzeugkiste aufgeschichtet lagen. Eine von ihnen hätte auch jener umsonst haben können, der eines Tages die ihm verdächtig erscheinenden Einsiedler, die da meistens bar jedes Vorgesetzten einsam im Walde wirkten, mit einem unverhofften Besuch beehrte. Als einer im eifrigen Bestreben, unsere Überraschtheit zu überspielen, beim Melden dem Wort ‚Divisionär‘ so viele überflüssige ‚Di‘ voranstellte, dass es wie Hühnergegacker tönte, meinte dieser Tier Stimmenimitator, wieder etwas gut machen zu müssen, und bot dem hohen Gast eine der Wähen an. Sie wurde zwar nicht



Pen
Falmes
20, Aug. 95
New York

angenommen. In welcher Weise aber die Ablehnung geschah, wusste hernach niemand genau zu sagen. Für einen solchen Fall fehlten ganz offensichtlich die einschlägigen militärischen Wendungen. Es wird ganz einfach ein Kopfschütteln gewesen sein. Der psychologisch nicht ungeschickte Einfall selbst musste eingeschlagen haben, denn die Inspektion verlief reibungslos.

Als die beiden Besucher – der leise lächelnde Major war dabei – zwischen den Stämmen verschwanden, standen wir zum Abschied mit Vergnügen wie gegossene Bleisoldaten aufgereiht da.

Mit den beiden geisterhaft aus der Vergangenheit erscheinenden Gestalten verliessen uns auch die Erinnerungen. Die Chronik des Zuges wurde eingerollt wie einst die Fahnen und Standarten am Ende des Aktivdienstes, nachdem sie am General vorüber ins Bundeshaus hineingetragen worden waren, um dann in die Zeughäuser zu verschwinden.

Wir aber kamen, vom starken Rücken des Bunkers getragen, wieder an die Oberfläche unserer eigenen Zeit und fanden uns da nicht mehr als Soldaten, sondern als Techniker und Beamter, Handwerker und Bankier, Schriftsteller und Verleger, Dachdecker und Kaufmann – jeder mit seinen persönlichen Aufgaben und Pflichten in einer Welt, die völlig anders ist als jene, in der wir uns einst zum erstenmal trafen, um dann gemeinsam das miterleben, was in diesen paar Erinnerungen eines Soldaten an die fast sechs Jahre Aktivdienst einige Spuren zurückgelassen hat.

Bald wird der Bunker ganz zugedeckt sein und niemand mehr wissen, dass er hier steht, bis vielleicht nach Jahrhunderten ein Archäologe den ganzen Klotz ausgraben lässt und auch die Tafel findet, die den Namen unserer Einheit trägt. Dann werden wir, wie alle Bunker ebenfalls schon längst von Gras zugedeckt, in die Geschichte eingehen: als gute Soldaten, die an ihrem Ort mithalfen, in schwerer Zeit die Heimat zu schützen, unangefochten, zuverlässig und mit der Schlaueit jener, die sich jeder schwierigen Lage gewachsen zeigten – zwischen Rost und Grünspan.

Autor, Illustrator und Verlag danken den Besitzern der Zeichnungen für die Genehmigung zur Reproduktion: Dipl.-Ing. Richard Sauter-Weber, Netstal (S. 119); Dr. Fritz Wick, Uitikon (S. 136/137); Dr. Hans-Rudolf Schmid, Thalwil (S. 213).

Im Artemis Verlag sind erschienen: von HANS SCHUMACHER die Lyrikbände «Schatten im Licht» (ihm entstammt das Gedicht «Der Landsknecht» auf dem Schutzumschlag) und «Meridiane»; über CHARLES HUG, den Maler, Zeichner und Illustrator, eine Monographie von Alfred Schüler mit zahlreichen zum Teil farbigen Abbildungen.